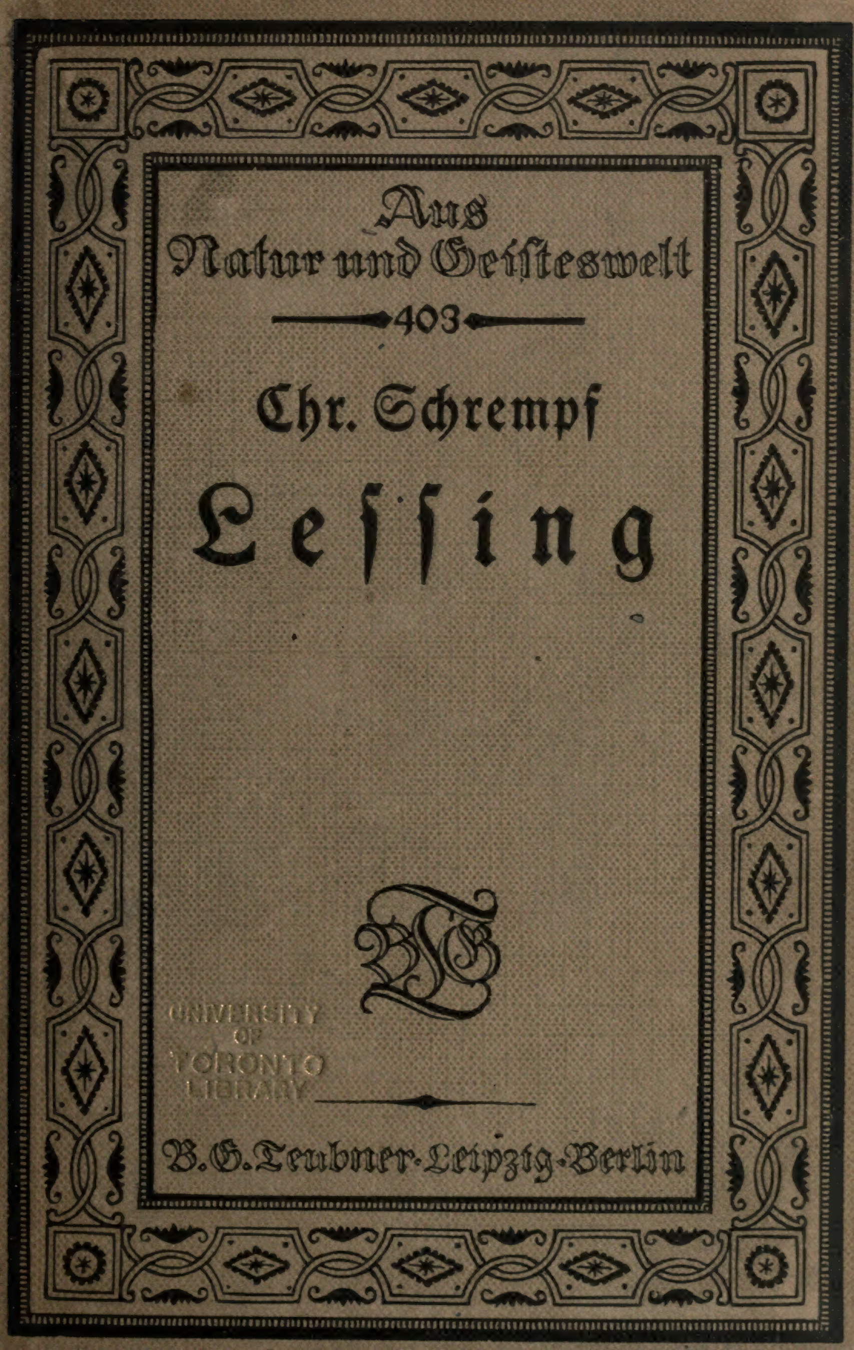

Aus
Natur und Geisteswelt
403
Chr. Schrempf
Lessing
B.G.Teubner·Leipzig·Berlin

Die Sammlung
„Aus Natur und Geisteswelt"

nunmehr über 800 Bände umfassend, bietet wirkliche „Einführungen" in abgeschlossene Wissensgebiete für den Unterricht oder Selbstunterricht des Laien nach den heutigen methodischen Anforderungen und erfüllen so ein Bedürfnis, dem weder umfangreiche Enzyklopädien, noch skizzenhafte Abrisse entsprechen können. Die Bände wollen jedem geistig Mündigen die Möglichkeit schaffen, sich ohne besondere Vorkenntnisse an sicherster Quelle, wie sie die Darstellung durch berufene Vertreter der Wissenschaft bietet, über jedes Gebiet der Wissenschaft, Kunst und Technik zu unterrichten. Sie wollen ihn dabei zugleich unmittelbar im Beruf fördern, den Gesichtskreis erweiternd, die Einsicht in die Bedingungen der Berufsarbeit vertiefend.

Die Sammlung bietet aber auch dem Fachmann eine rasche zuverlässige Übersicht über die sich heute von Tag zu Tag weitenden Gebiete des geistigen Lebens in weitestem Umfang und vermag so vor allem auch dem immer stärker werdenden Bedürfnis des Forschers zu dienen, sich auf den Nachbargebieten auf dem laufenden zu erhalten. In den Dienst dieser Aufgaben haben sich darum auch in dankenswerter Weise von Anfang an die besten Namen gestellt, gern die Gelegenheit benutzend, sich an weiteste Kreise zu wenden.

•Seit Herbst 1925 ist eine Neuerung insofern eingetreten, als neben den Bänden im bisherigen Umfange solche in erweitertem, etwa anderthalbfachem zu 1 1/2 fachem Preise ausgegeben werden, weil abgeschlossene Darstellungen größerer Gebiete auf beschränkterem Raume heute schwer möglich sind. Diese Bände, die die Nummern von 1001 ab tragen, erscheinen, um die Einheitlichkeit der Sammlung zu wahren, in der gleichen Ausstattung wie die übrigen Bände. Sie sind nur auf dem Rückentitel durch je ein Sternchen über und unter der Nummer besonders gekennzeichnet.

Alles in allem sind die schmucken, gehaltvollen Bände besonders geeignet, die Freude am Buche zu wecken und daran zu gewöhnen, einen Betrag, den man für Erfüllung körperlicher Bedürfnisse nicht anzusehen pflegt, auch für die Befriedigung geistiger anzuwenden.

Jeder der meist reich illustrierten Bände
ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich

Leipzig, im Januar 1926. **B. G. Teubner**

Ein vollständiges nach Wissenschaftsgebieten geordnetes Verzeichnis versendet auf Wunsch der Verlag, Leipzig, Poststraße 3/5

Bisher sind **zur Literatur und Sprache** erschienen:

Allgemeine Literaturwissenschaft

Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. 2., überarb. u. erw. Aufl. (Bd. 460.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. 4 Bde. I. Bd.: Von der Antike z. franz. Klassizismus. 2. Aufl., neubearb. von Studienrat Dr. J. K. Niedlich, Prof. Dr. R. Imelmann u. Prof. Dr. K. Glaser. Mit 3 Abb. (Bd. 287.) II. Bd.: Von Voltaire zu Lessing. 2. Aufl., neubearb. von Prof. Dr. K. Glaser u. Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig (Bd. 288.) III. Bd.: Vom Sturm und Drang bis zum Realismus. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig und Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 289.) IV. Bd.: Vom Realismus bis zur Gegenwart. 2. Aufl. bearb. von Oberstudiendir. Dr. A. Ludwig und Prof. Dr. K. Glaser. (Bd. 290.)

Geschichte der niederdeutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Von Prof. Dr. W. Stammler. (Bd. 815.)

Das Theater. Vom Altertum bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Chr. Gaehde. 3. Auflage. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 230.)

Der Schauspieler. Von Prof. Dr. F. Gregori. (Bd. 692.)

Wörterbuch zur deutschen Literatur. Von Studienrat Dr. H. Röhl. (Teubners kl. Fachwörterbücher Bd. 14.)

Welt-Literatur

Die griechische Komödie. Von Geh. Hofrat Professor Dr. A. Körte. Mit 1 Titelbild und 2 Tafeln. (Bd. 400.)

Die griechische Tragödie. Von Prof. Dr. J. Geffcken. Mit 5 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 566.)

Griech. Lyrik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. E. Bethe. (Bd. 736.)

Ibsen und Björnson. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 635.)

Die altnordische Literatur. Von Prof. Dr. G. Neckel. (Bd. 782.)

Ältere deutsche Literatur

Germanische Mythologie. Von Professor Dr. J. v. Negelein. 3. Auflage. (Bd. 95.)

Die german. Heldensage. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 486.)

Das Nibelungenlied. Von Prof. Dr. J. Körner. (Bd. 591.)

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt von Dr. O. Böckel. 3. Auflage. (Bd. 262.)

Das deutsche Volksmärchen. Von Pfarrer K. Spieß. 2. Aufl. (Bd. 587.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. 6., völlig umgearb. u. um Lieder aus dem großen Kriege verm. Aufl. (Bd. 7.)

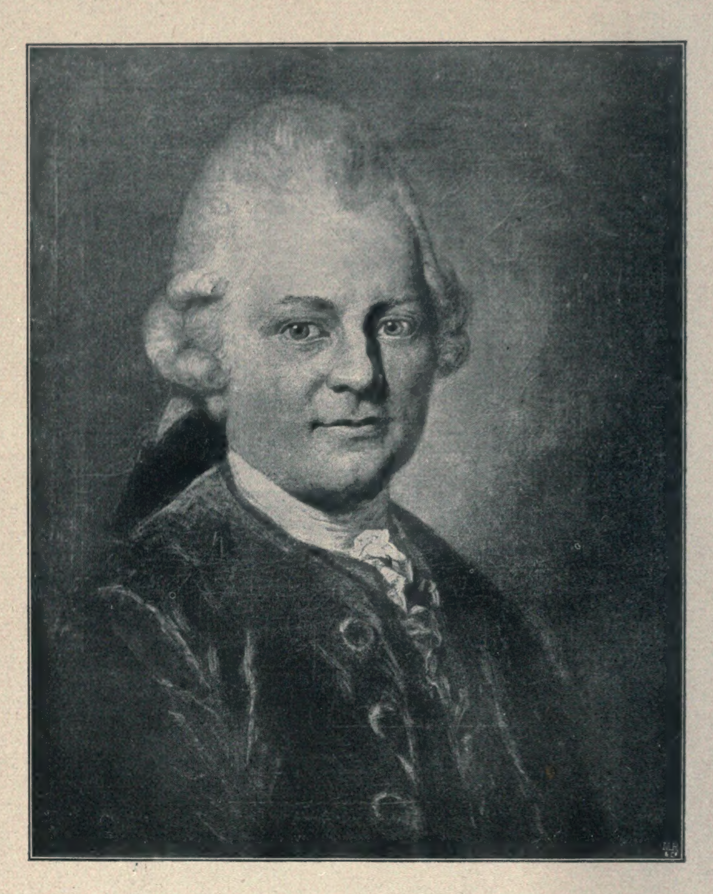
Deutsche Volkskunde im Grundriß. V. Prof. Dr. K. Reuschel.
I. Teil. Allgemeines. Sprache. Volksdichtung. Mit 3 Fig. i. T.
II. Teil. Sitte, Brauch und Volksglaube. Sachliche Volkskunde.
(Bd. 644/45.)

Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mitelalters. Von Studienrat Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

Neuere deutsche Literatur	**Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius.** Von Dr. H. Spiero. 2. Auflage. (Bd. 254.)
	Deutsche Romantik. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. O. Walzel. I. Die Weltanschauung. 5. Aufl. *II. Die Dichtung. 5. Aufl. (232/33.)
	Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. E. Istel. 2. Aufl. (Bd. 239.)
	Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 5. Aufl. (Bd. 51.)
	Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Von Dr. H. Spiero. Mit 3 Bildnissen auf 1 Tafel. (Bd. 390.)
Deutsche Dichter	**Lessing.** Von Prof. Dr. Ch. Schrempf. Mit 1 Bildnis. (Bd. 403.)
	Goethe. Von Prof. Dr. M. J. Wolff. (Bd. 497.)
	Schiller. V. Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 74.)
	Schillers Dramen. Von Studiendirektor E. Heusermann. (Bd. 493.)
	Kleist. Von Prof. Dr. H. Meyer-Benfey. (Bd. 567.)
	Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Von Professor Dr. A. Kleinberg. Mit 1 Bildnis Grillparzers. (Bd. 513.)
	Friedrich Hebbel und seine Dramen. Ein Versuch von Geh. Hofrat Professor Dr. O. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 408.)
	Gerhart Hauptmann. Von Professor Dr. E. Sulger-Gebing. 3., verb. und vermehrte Aufl. (Bd. 283.)
	Friedrich Nietzsche. Von Prof. Dr. F. Köhler. (Bd. 601.)
Sprache	**Die Sprachwissenschaft.** V. Prof. Dr. Kr. Sandfeld. 2. A. (472)
	Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 3. Aufl. (Bd. 267.)
	Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaus. Von Prof. Dr. F. N. Finck. 2. Aufl. (Bd. 268.)
	Die deutsche Sprache von heute. Von Oberstudienrat Dr. W. Fischer. 2. Aufl. (Bd. 475.)
	Fremdwortkunde. Von Prof. Dr. Elise Richter. (Bd. 570.)
	Die deutschen Personennamen. Von Geheimem Studienrat Dir. A. Bähnisch. 3. Auflage. (Bd. 296.)
	Wie wir sprechen. Von Prof. Dr. Elise Richter. 2., vollständig umgearb. Aufl. Mit 5 Abb. im Text. (Bd. 354.)
	Rhetorik. Von Professor Dr. E. Geißler. 2 Bde. I. Bd.: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 3. verb. Auflage. (Bd. 455.) II. Bd.: Deutsche Redekunst. 2. Auflage. (Bd. 456.)
	Die menschliche Sprache, ihre Entwicklung beim Kinde, ihre Gebrechen und deren Heilung. Von Lehrer K. Nickel. Mit 4 Abbildungen. (Bd. 586.)

Die mit * bezeichneten und weitere Bände befinden sich in Vorbereit.





Nach dem Bildnis von Anton Graff. (Nach Vogel, Anton Graff.)

Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
403. Bändchen

Lessing

Von

Dr. Christoph Schrempf
in Eßlingen

Mit einem Titelbild



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913

Lessing wird unter den Großen, unter den ganz Großen genannt, wenn man die Geschichte des deutschen Geistes erzählt. Und mit Recht! Aber man kommt in Verlegenheit, wenn man seine Größe zur Anschauung bringen will. Was von ihm in die Erscheinung tritt, ist das wirklich so groß?

Der große Mann sei der Exponent seiner Zeit, sagt man. Lessing ist in diesem Sinne kein großer Mann. Er ist ein Kind seiner Zeit, wie sich's von selbst versteht. Er greift in die Bewegung seiner Zeit ein; doch, man sollte es nicht leugnen, nicht eben in so gar bedeutender Weise. Je mehr er aber er selbst wird, desto mehr löst er sich von seiner Zeit los. Schließlich steht er nicht mehr in ihr, sondern neben ihr; die Bewegung der Zeit geht nicht durch ihn hindurch, sondern an ihm vorbei. Er stirbt, obwohl von den Besten seiner Zeit anerkannt, doch vereinsamt.

Aber hat Lessing nun etwa, über seine Zeit sich erhebend, ein Werk hinterlassen, das nach Inhalt und Form nicht mit der Zeit veralten könnte? Auch das nicht. Lessing lebt, wenn nicht in und mit, so doch von seiner Zeit. Er ist nicht so reich, daß er ein Leben, das ihm von innen zuströmt, nur frei gestalten dürfte; er verarbeitet fast nur Anregungen, die ihm von außen zukommen. Darum ist, was er geschaffen hat, zu stark zeitlich bedingt, als daß es sich gegen die Zeit behaupten könnte.

Aber so hat Lessing doch als Mensch ein bedeutendes, also schweres Leben tapfer, also siegreich durchgekämpft? — Ja: ein schweres, also bedeutendes Leben hat er bekommen, und tapfer ist er immer gewesen. Wenn aber der Sieg, nach moderner Anschauung, sich in unbedingter Bejahung des Lebens erweist, so hat Lessing trotz aller Tapferkeit im Kampf des Lebens nicht gesiegt. Er hat sich nicht bloß der Zeit, er hat sich auch dem Leben entfremdet. Ja, horribile dictu, Lessing steht sogar in dem Verdacht, daß er schließlich die Vorderwelt, um sie erträglich zu finden, von der Hinterwelt aus zu begreifen sucht.

Mit der Größe, die Lessing nachgesagt wird, ist es tatsächlich nicht ganz gut bestellt — noch etwas schlechter als mit der Größe anderer legendarer Größen. Aber aus dem Nebel, in den sein konventioneller Ruhm bei schärferer Betrachtung sich auflöst, taucht das Bild eines anderen Lessing auf: eines gescheiten, tapferen Menschen, an dem eigentlich nicht soviel Besonderes ist (der gescheiten und tapferen Leute gibt es zum Glück mehr!); eines Menschen aber, der zu gescheit ist, um die Rolle des Genies spielen zu wollen; eines Menschen, der zu tapfer ist, um die Rolle des Helden spielen zu wollen. Und das ist vielleicht, auch unter den gescheiten und tapferen Menschen, nichts so ganz Gewöhnliches!

Wenn auf den folgenden Blättern das Bild dieses Lessing je und je durchscheint, so ist ihr Zweck erreicht.

Erste Kapitel.

Curriculum vitae.

1.

Gotthold Ephraim Lessing ist geboren den 23. Januar 1729 zu Kamenz in der Lausitz als das dritte Kind und der zweite Sohn des Diakonus Johann Gottfried Lessing. Es folgten noch neun Kinder nach; und wenn auch der Vater 1733 pastor primarius zu Kamenz wurde und die Hälfte der Kinder jung starben, so reichte sein Einkommen doch kaum hin, die Familie vor dem Hunger zu schützen. Trotzdem galt es für selbstverständlich, daß die Söhne studieren, sofern sie dazu Fähigkeit und Neigung hatten. Die Eltern waren kirchlich gläubig. Einen gewissen Einfluß des Pietismus kann man daraus erschließen, daß sie die praktische Betätigung des Christentums strenger nahmen, als es in dem Wesen der Orthodoxie liegt. Die Mutter war und blieb ganz im Gehorsam des Glaubens gefangen; der Vater dachte für einen lutherisch orthodoxen Geistlichen ziemlich frei. Er besaß eine ausgebreitete theologische Bildung, trat auch schriftstellerisch als Verteidiger seines Glaubens auf. Dabei hat er in Theorie und Praxis darauf geachtet, daß für das Heiligtum des Glaubens nicht mit schmutzigen Waffen gekämpft werde. Die Mutter hat keinen merklichen Einfluß auf ihren Sohn gewonnen: sie hat später ihre mütterliche Pflicht überwiegend darin gesehen, ihm eine selbständige Entwicklung zu erschweren. Darin wurde sie von dem Vater unterstützt. Ihm aber verdankt der Sohn auch Eindrücke, die von dauerndem Werte für ihn waren. Der Sohn hat es nie vergessen, daß ihm der Vater, „ein so guter Mann und zugleich ein so hitziger Mann“, wenn er sich wieder einmal in der Hitze übereilt hatte, „mit einer männlichen Träne im Auge“ zurufen konnte: „Gotthold, ich bitte dich, nimm ein Exempel an mir: sei auf deiner Hut. Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch gern wenigstens in dir gebessert haben.“ Wir gehen auch kaum

fehl, wenn wir Lessings auffallende Vorliebe für eine ehrliche Orthodoxie in Zusammenhang bringen mit der Verehrung für seinen Vater.

Gotthold war nicht eben ein Wunderkind; doch erwachte schon sehr frühe in ihm die Lust zu lernen. Im Alter von fünf Jahren wollte er nicht mit einem Vogelbauer, sondern mit einem Haufen Bücher gemalt werden, oder gar nicht. Erst erhielt er Privatunterricht, dann wurde er in die Stadtschule zu Kamenz geschickt; mit zwölf Jahren erlangte er durch einen Gönner eine Freistelle an der Fürstenschule St. Afra zu Meißen. Dort hat er fünf Jahre zugebracht. Gegen das Ende seiner Schulzeit soll der Rektor über ihn geäußert haben: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektiones, die anderen zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen." In der Tat wurde er ein Jahr früher, als es sonst üblich war, aus der Schule entlassen. Wird dadurch nur eine hervorragende Begabung und Strebsamkeit bewiesen, so bezeugen uns einige Notizen aus seinem Schulleben, daß sich schon damals die Selbständigkeit seines Geistes kräftig zu regen begann.

So hatte er sein eigenes Urteil über den Wert der Dinge, die er lernen sollte. Die Übung im lateinischen Stil pflegte er weniger, als von einem Musterschüler erwartet wurde. Dafür las er mit um so größerem Eifer die Lustspiele des Plautus und Terenz, die Charaktere des Theophrast und die Lieder des Anakreon. Später warf er sich, gegen den Schulbrauch, vorzüglich auf neuere Sprachen und Mathematik, ließ sich auch von einem Lehrer gerne in die moderne, die Wolffsche Philosophie einführen. — Im Auftrag des Vaters verfertigte er zwar ein poetisches Sendschreiben an seinen Gönner, den Oberstleutnant von Carlowitz; aber er konnte dem Vater auch nicht vorenthalten, daß er glaube damit seine Zeit auf eine unnütze Weise versplittert zu haben. Weder das Lob des Vaters, noch der gute Zweck vermochten sein richtiges Gefühl zu übertäuben. — In einer Glückwunschrede bei dem Eintritt des 1743. Jahres erlaubte er sich, dem Vater ebenso ehrerbietig wie nachdrücklich zu zeigen, daß er mit seiner Klage über die wachsende Verderbnis der Zeiten nach Schrift und Vernunft nicht recht haben könne. — Bei seinen Lehrern erwarb er sich den Ruf eines mokanten, naseweisen Jungen: er hatte für ihre Schwächen schärfere Augen, als ihnen lieb war.

Auch die Lust zu produzieren regte sich schon auf der Schule:

er dichtete Nachahmungen des Anakreon und entwarf ein Lustspiel „Der junge Gelehrte".

2.

Im Herbst 1746 bezog Lessing die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Aber wider Erwarten schien er für die akademische Freiheit noch nicht reif zu sein. In den ersten Monaten zwar lebte er zu Leipzig so eingezogen wie nur je in Meißen und beschäftigte sich nur mit den Büchern. Doch ist zu bezweifeln, ob dieser Fleiß gerade den Studien galt, die sein Beruf erforderte. Auch hat er sich schwerlich bemüht im Sinne seiner Lehrer zu arbeiten. Von diesen hat nur der Philologe Christ einen merklichen Einfluß auf ihn gewonnen; ferner habe Lessing das philosophische Disputatorium des prof. extraord. Kästner regelmäßig besucht. Die Theologen vermochten ihn, wie es scheint, durchaus nicht für ihre Wissenschaft zu interessieren. Übrigens imponierte ihm auch der noch berühmte Gottsched nicht im geringsten und der schon berühmte Gellert nicht viel mehr. Sodann aber hielt der anfängliche Fleiß überhaupt nicht lange an. Der junge Student entdeckte, daß ihn die Bücher wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen würden. Also lernt er, statt hinter den Büchern zu sitzen, lieber tanzen, fechten, voltigieren, und pflegt der Geselligkeit mit guten, auch etwas leichten Gesellen. Kenntnis des Lebens zu gewinnen, scheinen ihm die Komödien besonders dienlich zu sein; und die sieht man doch besser, als daß man sie bloß liest: so besucht er fleißiger das Theater als die Kollegia. Darüber kommt ihm, daß er eine Komödie, wie er sie auf der Bühne sieht, wohl auch machen könnte: er arbeitet den „Jungen Gelehrten" aus, und erlebt mit 19 Jahren im Januar 1748 den Triumph, daß sein Stück mit Beifall aufgeführt wird. Dabei gibt es sich von selbst, daß er auch mit Schauspielern und Schauspielerinnen in Verkehr tritt: wie konnte er für das Theater dichten, wenn er es nicht kennt? Zugleich findet er noch Gelegenheit, andere Produkte seiner Muse in die Öffentlichkeit zu bringen. Sein Vetter Christoph Mylius gibt erst „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüts" heraus, dann eine andere Zeitschrift unter dem Titel „Der Naturforscher". Ihm liefert Lessing anakreontische Naturbetrachtungen und andere Gedichte heiteren und satirischen Inhalts; und auch mit ihnen gewinnt er, jedenfalls unter seinen Freunden, lebhaften Beifall.

Man braucht nicht anzunehmen, daß die Eltern sehr entstellte Nachrichten über Leben und Treiben ihres Sohnes erhalten haben, um den Schrecken zu begreifen, den sie ihnen einjagten. Mylius galt für einen Freigeist und Libertiner: beides nicht ganz mit Unrecht. Seine Sitten scheinen ziemlich locker gewesen zu sein; und von dem kirchlichen Glauben hatte er sich so weit entfernt, daß er in Spinoza einen frommen, gründlichen, sittenstrengen Lehrer feiern konnte. Welch gefährlicher Umgang für den künftigen Kirchendiener! Und zeigten sich nicht schon die Folgen desselben? Statt seinen Studien obzuliegen, machte er leichtfertige Gedichte und Komödien und verkehrte sogar mit Schauspielern! Was konnte daraus noch alles werden! So riefen die Eltern den verlorenen Sohn im Januar 1748 schleunigst nach Hause zurück und glaubten dazu sogar die Notlüge benutzen zu sollen, daß die Mutter todkrank sei. Gotthold folgte sofort, bewies dem Vater, daß er doch auch ernsthaften Studien obgelegen habe, und erreichte andererseits, daß er die Theologie mit der Medizin vertauschen durfte, — nebenher sollte und wollte er sich auf Schulsachen legen. Der Vater bezahlte die Schulden des Sohnes, und dieser kehrte um Ostern 1748 nach Leipzig zurück, um ein neues Leben anzufangen.

Aber aus diesen verständigen Plänen und Vorsätzen wurde nichts. Die Freunde zogen ihn in die alte Lebensart zurück, zu der doch, von allem anderen abgesehen, die Mittel nicht reichten. Auch rächte es sich jetzt, daß er sich in leichtsinniger Gutmütigkeit noch für andere verbürgt hatte, für Schauspieler der Neuberschen Gesellschaft. Diese löste sich auf, die Schuldner zogen ab, ohne zu bezahlen, und ihre Verbindlichkeiten blieben an dem Bürgen hängen. In diesem kitzlichen Fall konnte Lessing den Vater unmöglich in Anspruch nehmen; also ging er, ohne erst die Erlaubnis der Eltern einzuholen, und ohne sich von den Freunden zu verabschieden, von Leipzig fort. Seine Absicht war, in Berlin, wohin auch Mylius sich gewendet hatte, sich nun auf eigene Faust durchzuschlagen. Doch er wurde in Wittenberg krank; und ließ sich nun, jetzt mit Einwilligung des Vaters, dort wieder an der Universität inskribieren. Aber die Not trieb ihn bald weiter. Seine Krankheit und „andere Umstände" („die ich aber jetzo verschweigen will", schrieb er später der Mutter), verzehrten das Geld, von dem er in Wittenberg hätte leben sollen. So ging er gegen Ende des Jahres 1748, ohne Vorwissen der Eltern, wirklich nach Berlin.

3.

Aber in Berlin hatte er zuerst ein recht ärmliches, ja erbärmliches Dasein. Hatte er gehofft, sofort eine Beschäftigung zu finden, die ihn auf eigene Füße gestellt hätte, so wurde er peinlich enttäuscht. Schon der Mangel anständiger Kleidung mußte ihn diskreditieren. Er war also wieder auf die Unterstützung der Eltern angewiesen, die doch allen Glauben an ihn verloren hatten. Daß er nun in Berlin war, an dem Herde des Unglaubens, im Verkehr mit dem bösen Mylius, machte ihnen die schwersten Sorgen für das Heil seiner Seele. Sie fürchteten, er wolle sich (nicht nur als Komödienschreiber, nein, als Schauspieler!) ganz dem Theater zuwenden. Sprach er die Absicht aus, nach Wien zu gehen, so konnten sie mit dem Verdacht nicht zurückhalten, er möchte dort, um leichter vorwärts zu kommen, seinen Glauben wechseln. Seine Briefe wurden mit dem kränkendsten Mißtrauen aufgenommen; was er tat, in malam partem gedeutet. Er hätte eben auf einem Weg bleiben sollen, der zu einem richtigen bürgerlichen Beruf führte! Er sollte auf diesen Weg zurückkehren! Jeder Versuch, sich mit seinem Talent durchzuschlagen, taugte zum voraus nichts. Zerschlug sich der Plan des Vaters, ihn an dem philologischen Seminar zu Göttingen unterzubringen, so war daran, trotz der Versicherung des Gegenteils, nur des Sohnes übler Wille schuldig. So geht es fort bis ins Jahr 1751 hinein; ja, Sticheleien auf das Verhältnis zu Mylius fallen noch im Mai 1753. — Übrigens hat diese scharfe Auseinandersetzung mit den Eltern dem jungen Lessing nicht geschadet. Der Einfluß der Freunde konnte wohl ein Gegengewicht, sein eigener jugendlicher Übermut auch einen Dämpfer brauchen. Und das Urteil des Vaters war dem Sohne durchaus nicht gleichgültig: die Schriften der nächsten Jahre beweisen, wie sehr es ihn beschäftigt hat. Was darin an tieferem Gehalt sich findet, ist im Keim schon in den Briefen an den Vater enthalten.

Allmählich besserte sich Lessings äußere Lage. Seine Dichtungen werden ihm zwar kaum viel eingetragen haben. 1749 gab er das Lustspiel „Die alte Jungfer" heraus und die Erzählung in Versen „Der Eremit". 1751 erschien, unter dem Titel „Kleinigkeiten", eine Sammlung seiner anakreontischen Lieder, nachdem sie geraume Zeit bei dem Verleger gelagert hatten. Das Honorar mag gering genug gewesen sein. Dagegen erzählt Lessing am 11. April 1749 dem Vater, er habe Komödien, die von ihm nach Wien und Han-

nover gekommen seien, „sehr wohl bezahlt erhalten“. Ein Zweifel ist gestattet. Auch die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“, von denen er zusammen mit Mylius 1750 vier Stücke herausgab, haben ihm kaum eine sehr reichliche Einnahme verschafft. Mehr Vorteil hatte er gewiß von Übersetzungen; und diese gingen ihm offenbar sehr leicht aus der Hand: von 1749 bis 1753 übersetzt er, außer einigen Kleinigkeiten, aus dem Französischen drei Teile von Rollins römischer Geschichte, Voltaires kleinere historische Schriften und den ersten Teil von Marignys Geschichte der Araber unter der Regierung der Kalifen; aus dem Spanischen Huartes Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften — im ganzen über 2400 Seiten! Ein sicheres Einkommen gewährte ihm ferner die Arbeit für die Berlinische privilegierte (später Vossische) Zeitung, die, durch Mylius vermittelt, 1748 sofort nach der Ankunft in Berlin beginnt, im Jahre 1751 die größte Ausdehnung erreicht und, mit einer längeren Unterbrechung im Jahre 1752, bis Ende 1754 fortgesetzt wird. Sie beschränkte sich auf den gelehrten Artikel (mit politischen Kleinigkeiten wollte sich Lessing die Zeit nicht verderben), entsprach auf das günstigste der polyhistorischen und kritischen Anlage Lessings und förderte natürlich auch deren Entwicklung.

Im Jahre 1752 unterbrach Lessing, wie bemerkt, diese Tätigkeit; er brachte fast ein Jahr in Wittenberg zu, wo gerade sein Bruder Theophilus studierte. Was ihn dazu bewog, ist nicht recht klar: ob der Wunsch des Vaters, ihn von Berlin wegzubringen und in die normale Laufbahn eines Studierten zurückzuführen; ob der eigene Wunsch, sich aus dem zerstreuten Leben in Berlin in größere Stille zurückzuziehen, von der zusammenhangslosen Arbeit des Journalisten in ernsten Studien zu erholen. Er erwarb sich in Wittenberg den Magistergrad; und dies scheint er jedenfalls mehr mit Rücksicht auf den Vater getan zu haben als in der Absicht, sich als Gelehrten zu legitimieren: er wünschte nicht als „Magister“ tituliert zu werden. Sodann arbeitete er in Gelehrten- und Kirchen- (Reformations-) geschichte. Auch gedichtet hat er, doch weder Dramen noch anakreontische Lieder, sondern deutsche und lateinische Epigramme. Mit dem Bruder, einem gewandten Latinisten, zusammen begann er eine lateinische Übersetzung von Klopstocks Messias.

Nach Berlin zurückgekehrt, hielt er, 24 jährig, für angebracht, seine „Schriften“ herauszugeben (1753—55): ein Bändchen Gedichte, zwei Bändchen prosaische Aufsätze („Briefe“ und „Rettun-

gen"), drei Bändchen dramatische Werke. Ihn bestimmte der naheliegende Gedanke, seine zerstreuten Arbeiten zu sammeln; auch waren von seinen dramatischen Arbeiten bis jetzt überhaupt nur zwei geringere („Damon oder die Freundschaft" und „Die alte Jungfer") gedruckt worden, die anderen warteten noch der Veröffentlichung. Aber die Sammlung, der Wiederabdruck und die Neuherausgabe wurde zur Sichtung und Umarbeitung: Lessing wollte zeigen, daß er in den letzten Jahren fortgeschritten sei. Das Bedeutendste in den „Schriften" ist auch erst in späterer Zeit entstanden: die „Rettungen" und das Trauerspiel „Miß Sara Sampson". Übrigens hat Lessing einige neuere Arbeiten von den Schriften ausgeschlossen: das „Vademecum für Herrn S. G. Lange" und den Vorbericht zu seiner Sammlung der Schriften des jüngst verstorbenen Mylius. Nebenher gab er 1754 und 55 noch drei Stücke einer „Theatralischen Bibliothek" heraus. Und endlich verfaßte er, 1755, nach Abschluß der Schriften, zusammen mit seinem neugewonnenen Freund Moses Mendelssohn, und darum anonym, die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker?" — zur Beantwortung und Abfertigung einer von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften gestellten Preisfrage.

Damit hatte sich Lessing dem verehrlichen Publikum als Schriftsteller formell vorgestellt: fragen wir nun, wen das Publikum im Jahre 1755 in ihm sehen konnte, sehen mußte und wirklich sah. Lessing konnte mit 26 Jahren unter die bekanntesten Schriftsteller Deutschlands gerechnet werden: seine „Schriften" wurden viel gelesen; durch sie hatte er sich auch als den Rezensenten der „Berlinischen privilegierten Staats- und Gelehrten-Zeitung" bekannt. Aber von den Literaten selbst wurde er wohl zumeist mit Mißtrauen, ja ausgesprochener Abneigung betrachtet. Denn er konnte als Rezensent eine sehr spitze Feder führen; er behandelte Gottsched und seine Parteigänger mit unverhohlener Verachtung; andererseits hielt er sich auch von den Schweizern unabhängig, rühmte in Klopstock den echten und großen Dichter, erlaubte sich aber doch auch ihn scharf zu kritisieren, ja konnte sogar recht ironisch gegen ihn werden. Wo das Urteil nicht durch die Parteistellung bedingt war, galt er als ein geistreicher Liederdichter, als der erste Dramatiker der Zeit. In seinen Aufsätzen wurde die lebhafte Schreibart und die ausgebreitete Belesenheit rühmend erwähnt; daß Geist und Methode seiner „Rettungen" verstanden und gewürdigt worden wären, ist nicht zu erwarten.

Lessing hatte sich aber auch, unbewußt und mit Absicht, dem Publikum als Persönlichkeit recht deutlich und eindringlich vorgestellt. Es war ihm von Anfang an ein Bedürfnis, in seinem Dichten von dem Publikum als Persönlichkeit genommen zu werden, die ein Urteil über sich selbst hat. Schon der anakreontische Naturforscher leitet, indirekt aber geflissentlich, den Leser auf die Erwägung hin, ob und wie er seine „Sauf- und Hurenlieder" vor sich selbst verantworten könne. Als anonymer Kritiker seiner „Kleinigkeiten" versichert er mitteilen zu können, daß der Verfasser selbst eine Anzahl dieser Gedichte nicht mehr lesenswert finde. In den Vorreden zu seinen Schriften bekennt er sich zu dieser Selbstkritik und führt sie in einer Weise weiter, die eine für einen 24jährigen jungen Mann wirklich außerordentliche Klarheit der Besinnung über sich selbst erkennen läßt. Auch hier fordert er neben dem ästhetischen das sittliche Urteil heraus — und beides freilich so, daß man merkt, er habe sich zum voraus damit auseinandergesetzt und abgefunden. Endlich gab er 1754 dem Herrn Pastor Lange zu Laublingen rücksichtslos zu verstehen, daß er als Charakter noch viel weniger mit sich spaßen lasse denn als Dichter und als Gelehrter. Lange hatte eine abfällige Kritik seiner Übersetzung des Horaz mit der Verdächtigung erwidert, daß Lessing sich diesen Angriff durch Geld hätte abkaufen lassen. Darauf leuchtete ihm Lessing in einer Weise heim, die zugleich zeigte, wieviel und wie wenig ihm an dem Urteil des Publikums gelegen war. Er hatte freilich auch guten Grund, diese Bezichtigung nicht leicht zu nehmen. Denn kurz zuvor hatten ihn kritische Bemerkungen zu dem Jöcherschen Gelehrtenlexikon in einen ähnlichen Verdacht gebracht, wozu er durch Unbedachtsamkeit auch selbst die Veranlassung gegeben haben mochte. Und als er von Berlin nach Wittenberg übersiedelte, hatte er durch eine grobe Nachlässigkeit seinen Ruf bedenklich gefährdet. Er hatte von Voltaires Sekretär Druckbogen des Siècle de Louis XIV entlehnt, ehe das Werk im Buchhandel zu haben war, hatte vergessen sie zurückzugeben und dadurch dem mißtrauischen Voltaire den Verdacht erregt, er wolle ihm mit einer deutschen Übersetzung zuvorkommen. Einem entgleisten, mittellosen Studenten war ja leicht zuzutrauen, daß er in der Wahl seiner Mittel, sich Geld zu verschaffen, nicht allzu peinlich sein werde!

Aber wenn Lessing skrupellos war, so war er es eben darin, wie er sich als ernsthaft zu nehmende Persönlichkeit legitimierte.

Denn diesem Zweck sollte wohl auch die Vorrede dienen, die er als Herausgeber der Sammlung Vermischter Schriften seines eben verstorbenen Freundes Christlob Mylius vorausschickte. Er spricht sich darin über dessen schriftstellerische und menschliche Schwächen mehr als freimütig aus: nämlich so, daß der gemeinsame Freund Kästner meinte, wenn ein Herausgeber mit Horaz so verfahren wäre, so hätte er sich von Lessing gewiß eine Rettung zugezogen. Aber Lessing sagt doch auch, daß er verschiedene Jahre hindurch einer der vertrautesten Freunde dieser problematischen Persönlichkeit gewesen sei. Indem er sich also zu dem Freunde bekennt, behandelt er ihn doch zugleich wie einen Fremden; das heißt: er will nicht nach ihm beurteilt sein; denn er ist, aller Freundschaft unbeschadet, nicht seiner Art. Das war ihm, indem er seine Verbindung mit Mylius gegen die Eltern verteidigte, längst zum Bewußtsein gekommen; und es ist schwerlich zufällig, daß er nun seine Stellung als Herausgeber von Mylius' Schriften dazu ge- oder mißbraucht, nicht das gerade heraus zu sagen, aber unverhohlen aus dieser Stimmung heraus über Mylius zu reden. Daß er nicht mit Mylius zusammengeworfen werden dürfe, wurde dadurch noch viel nachdrücklicher kund gegeben, als wenn er sich selbst von diesem losgesagt hätte.

4.

Man sollte nun meinen, Lessing habe sich um 1755 in Berlin eine Stellung geschaffen, so gut sie ein freier Schriftsteller in jener Zeit überhaupt haben konnte. Und er hatte in Berlin, neben einer großen Zahl von Bekannten, Freunde gefunden, die für Anregungen seinerseits empfänglich waren und auch ihm Anregung gewähren konnten, mit denen er denn auch bis zum Ende seines Lebens in Verbindung blieb: Moses Mendelssohn, Friedrich Nicolai und Karl Wilhelm Ramler. Mendelssohn, ein jüdischer Kaufmann gleichen Alters mit Lessing, hatte philosophische und auch poetische Interessen und ließ, obschon noch Anfänger in der deutschen Sprache, doch ein bedeutendes schriftstellerisches Talent erkennen; Nicolai, ein Buchhändler, vier Jahre jünger als Lessing, war auch selbst schon als Schriftsteller aufgetreten und hatte als solcher eine ähnliche Stellung eingenommen wie Lessing, wenn er nicht durch diesen bestimmt war; Ramler war Lehrer an der Kadettenanstalt zu Berlin und ein gewandter, antikisierender

Versifikateur. Aber obschon Lessing jetzt auch durch die Freundschaft hätte festgehalten werden sollen, litt es ihn doch nicht länger in Berlin. Er spielte sogar mit dem Gedanken, an der in Moskau neu zu gründenden Universität eine Professur anzunehmen — die ihm doch nicht angeboten wurde. Fort wollte er jedenfalls: im Oktober 1755 übersiedelte er plötzlich, zur Überraschung seiner Freunde, nach Leipzig. Hatte ihn dahin etwa der Wunsch gezogen, mit dem Theater wieder in nähere Fühlung zu kommen (in Leipzig spielte die berühmte Kochsche Truppe), so hielt ihn das doch nicht ab, sich Anfang 1756 von einem jungen Leipziger Patrizier namens Winkler als Begleiter für eine Reise von zwei bis drei Jahren gewinnen zu lassen. Winkler wollte Holland, England, Frankreich, Italien besuchen: eine treffliche Gelegenheit für Lessing, sich in der Welt umzusehen! Aber die Reisenden, die am 10. Mai von Leipzig abgingen, kamen nur bis Amsterdam: da erreichte sie die Nachricht, daß die Preußen in Sachsen eingefallen seien. Winkler eilt sofort nach Hause zurück. Eine große Enttäuschung für Lessing, die ihm doch vielleicht eine noch unangenehmere Enttäuschung erspart hat. Denn man darf wohl zweifeln, ob das gute Einvernehmen mit seinem Schützling und Patron lange gedauert hätte. In Leipzig trat bald ein Zerwürfnis ein, das zum völligen Bruch führte. Der Anlaß war, daß Lessing in Winklers und anderer Sachsen Gesellschaft die Partei des Preußenkönigs nahm; der Grund lag viel tiefer: Lessing war von einem Menschen abhängig, den er weit übersah. Das konnte nicht gut tun. Auf dem Prozeßweg hat Lessing nach langen Jahren (1762) die ausbedungene Entschädigung für die verunglückte Reise erstritten; doch ließen ihm die Prozeßkosten nicht viel davon übrig.

In Leipzig war Lessing Zeit und Weile lang geworden. Aber auch nach dem Bruch mit Winkler kehrte er nicht nach Berlin zurück. Eigentlich hatte er in Leipzig nichts zu tun. Nur weil er eben dort war, suchte er einen Verleger für die von Nicolai projektierte „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" und war dann auch für die Redaktion dieser Zeitschrift tätig. Was er sonst arbeitete, hätte er ebensogut in Berlin besorgen können. Aber er hatte in Leipzig einen Freund gefunden, für den er eine fast leidenschaftliche Neigung faßte: in dem 14 Jahre älteren Dichter Chr. E. v. Kleist, der als preußischer Major in Leipzig und Umgebung sich aufhielt, dem (als er in Leipzig eine Zeitlang krank lag) Lessings Gesellschaft wohl tat, bei dem Lessing

auch einen kleinen Kreis anregender Genossen traf. Zu seinem großen Schmerz wurde ihm dieser intimste Freund, den er wohl überhaupt gehabt hat, bald durch den Tod entrissen: Kleist starb 1759 an der Wunde, die er in der Schlacht bei Kunersdorf empfangen hatte.

Auch mit Gleim trat Lessing in dieser Zeit in freundschaftlichen Verkehr. Er leistete ihm ungebeten den Dienst, auf die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers" aufmerksam zu machen; 1758 hat er sie sogar mit einem Vorbericht gesammelt herausgegeben. Gleim war gegen Lessing, wie sonst, bereit, seiner Freundschaft in Geschenken und Darlehen einen soliden Ausdruck zu geben. Der Verkehr hat mit Unterbrechungen bis zu Lessings Tode fortgedauert; aber es kam doch zu keinem intimen Verhältnis. Gleims sonstige dichterische Leistungen waren im allgemeinen so unbedeutend, daß Lessing die erwartete Anerkennung nur mit einem Zusatz von Ironie geben konnte. Für eine sentimentale Freundschaft, wie Gleim sie liebte, hatte Lessing keinen Sinn. Andererseits konnte Lessing zu der Tiefe und Echtheit von Gleims freundschaftlichen Gefühlen kein rechtes Vertrauen fassen: nach dem Tode des gemeinsamen Freundes Kleist glaubt er ihn ausdrücklich warnen zu müssen, daß er sich nicht durch ein Leichencarmen prostituiere. Endlich war Gleim so sehr Allerweltsfreund, daß es Lessing wohl zu viel werden konnte: neben Lessing konnte er Leute zu Freunden haben, die ihn tödlich beleidigt hatten (Lange), mit denen er in sehr ernsthafter und wohlbegründeter Fehde stand (Klotz). Ein guter Mensch war Gleim, mit dem Lessing nicht brechen konnte und wollte; ein Freund war er für Lessing nicht.

Im Mai 1758 wurde Kleist von Leipzig abberufen; unmittelbar zuvor ging Lessing nach Berlin zurück. Nun kam auch die literarische Produktion wieder in Fluß, die bisher gestockt und sich fast ganz in gehaltvollen Briefen an Mendelssohn und Nicolai erschöpft hatte. Er gab 1759 mit Ramler eine Auswahl von Logaus Sinngedichten heraus: Ramler bestimmte die Auswahl und verbesserte die Form der Epigramme; Lessing schrieb das Vorwort und fügte ein kleines Wörterbuch bei. Sein Interesse für Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt regte ihn zu dem kleinen Trauerspiel Philotas an — und erschöpfte sich wohl auch darin; denn in Philotas stellt sich der Patriotismus deutlich als das dar, was er nach Lessings eigentlicher Meinung wirklich ist: als eine „heroische Schwachheit". Lessings eigentümliches Verhältnis zu sei-

nem Sujet ist vielleicht auch dadurch angedeutet, daß er das Trauerspiel zwar veröffentlichte, aber ohne seinen Namen. Ferner nahm Lessing seine Fabeln wieder vor, sichtete und verbesserte sie, dichtete eine größere Anzahl neuer hinzu und begleitete sie mit Abhandlungen, die das Wesen und die Technik der Fabel erörtern, aber auch auf andere Dichtungsarten übergreifen. Der Theorie des Dramas wäre wohl ein größer angelegtes Werk über Sophokles zugute gekommen: aber es blieb liegen, nachdem Lessing schon die ersten Bogen in den Druck gegeben hatte. Auch „das Theater des Herrn Diderot", das Lessing anonym in Übersetzung herausgab, sollte der Fortentwickelung des Dramas dienen.

Aber eine richtige Wirksamkeit ermöglichte ihm 1759 sein Freund Nicolai. Dieser hatte nach dem Tode eines älteren Bruders die väterliche Buchhandlung übernehmen müssen und wünschte jetzt statt der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" eine Zeitschrift in eigenem Verlag zu haben. Lessing gab ihm die Idee zu den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" und schrieb auch im ersten Jahre ihres Erscheinens über die Hälfte der Briefe. Darin hat er nicht nur unter schlechten Übersetzern und Reimern einen heilsamen Schrecken verbreitet, sondern auch dem allgemeinen deutschen Geistesleben mit einem starken und nicht eben sanften Druck eine neue Richtung zu geben gesucht. So ist er mit einer Rücksichtslosigkeit gegen Gottsched, die heute überflüssig und ungerecht erscheinen kann, der Richtung auf französische Galanterie und französische Pedanterie entgegengetreten. Er hat der Gruppe um Klopstock verwehrt, einen geschmacklosen Brei von Moral und Religion für echtes Christentum auszubieten. Er hat Wieland ob seiner religiösen, philosophischen und literarischen Unsolidität empfindlich gezüchtigt. Und obgleich die „Briefe" anonym waren, hat er sich durch sie die Autorität eines Zensors der deutschen Poesie, ja des deutschen Geisteslebens erworben — eine Autorität, die ihm die Gegner wenigstens durch ihren Haß bezeugten.

5.

Im Herbst 1760 reiste Lessing von Berlin ab, ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen. Einige Wochen nachher teilte er ihnen mit, daß er die Stelle eines Sekretärs bei dem Gouverneur von Breslau, Generalleutnant von Tauenzien, angenommen habe. Was hat ihn zu diesem Entschluß bewogen? Ramler gesteht er,

daß er jeden Tag wenigstens eine Viertelstunde habe, wo er sich selbst darüber verwundere. „Eigentlich" habe ihn nichts aus Berlin getrieben; die Freunde, die er in Berlin verlassen, werde er in Breslau nicht finden; er werde in der neuen Stellung wenig Zeit haben zu studieren. Aber dann fragt er sich wieder: „Warest du nicht Berlin satt? Glaubtest du nicht, daß deine Freunde deiner satt sein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben? daß man nicht bloß den Kopf sondern, nach dem dreißigsten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse?" In einem späteren Briefe an den Vater gibt er als Grund noch an, daß er habe ausruhen, seine Gesundheit wieder herstellen wollen. Also Gründe genug; aber welcher war der entscheidende Grund? Vielleicht gar keiner der genannten, sondern nur allgemeine, unbestimmte Unruhe, die Lessing überhaupt nirgends fest anwurzeln ließ? — Merkwürdig sind die Äußerungen über die Freunde: Lessing sei „Berlin" satt gewesen; er habe geglaubt, daß seine Freunde seiner satt sein müßten. Was hat ihn auf diesen Glauben gebracht? was hat ihm „Berlin" verleidet? Ferner: er wollte wieder einmal mehr unter Menschen leben als unter Büchern. Nach demselben Brief, dem wir diese Äußerungen entnehmen, war der Verkehr mit den Berliner Freunden recht angenehm und anregend gewesen: waren das keine „Menschen"? Es muß also wohl in dem Verhältnis zu den Freunden etwas nicht in Ordnung gewesen sein. Aber was? Man vermutet, deren preußischer Patriotismus sei ihm überlästig geworden. Aber konnte er erwarten, die Offiziere der preußischen Armee weniger preußisch zu finden als die Nicolai und Ramler? Ferner hat man Spuren, daß die Freunde sich sozusagen verpflichtet glaubten, noch an Lessing zu erziehen. Aber Lessing hatte Indolenz und Humor genug, das an sich abgleiten zu lassen. Am unerträglichsten war ihm wohl, daß sie begannen, sich als literarische Partei zu fühlen, daß sie von ihm die Rücksicht erwarteten, die der Parteigenosse dem Parteigenossen schuldig ist. Denn diesem Verlangen kam eine gewisse Schwäche bei ihm entgegen, dessen Urteil gegen die Stimme der Freundschaft nicht ganz fühllos war. Bringen wir auch in brieflichen und öffentlichen Äußerungen über die Freunde einige Ironie in Anschlag, so bleibt es doch dabei, daß Lessing einen Gleim und Ramler als Dichter, einen Mendelssohn als Philosophen weit überschätzt hat. Aber den Übergang von der Freundschaft zur Partei konnte und wollte er

nicht machen. Gegen diese Gefahr lag die einzige sichere Rettung in der Flucht. Jedenfalls ist es nicht zufällig, daß Lessing mit der Übersiedelung nach Breslau die Mitarbeit an den Literaturbriefen abgebrochen hat. Auch hat er sich später nicht als Mitarbeiter an Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek gewinnen lassen. — Übrigens ist es fraglich, ob sich Lessing diese Verhältnisse ganz deutlich gemacht und auf Grund dessen einen wohlüberlegten Entschluß gefaßt habe. Ja, die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er vielmehr unter dem Drang einer allgemeinen, unbestimmten, durch das Verhältnis zu den Freunden nur gesteigerten Unruhe sich eben wieder einmal verändert habe.

Darum hatte er auch in der ersten Zeit mit Anwandlungen von Reue zu kämpfen. Im März 1761 muß er Mendelssohn gestehen, daß er „nichts weniger als zufrieden" sei. Er schreibt dem Freunde ganz verzweifelt: „Ich hätte mir es vorstellen sollen und können, daß unbedeutende Beschäftigungen mehr ermüden müßten als das anstrengende Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern lassen, erlogene Vergnügen und Zerstreuungen über Zerstreuungen die stumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß — Ach, bester Freund, Ihr Lessing ist verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er sich selbst nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein alles, was ich habe — sie so, ich weiß nicht, was für Absichten aufzuopfern! Hundertmal habe ich schon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieser Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbesonnenen Streich mit dem anderen wieder gut machen?" Gar so tragisch dürfen wir diese Klagen doch nicht nehmen. Lessing fügt ihnen selbst die verständige Bemerkung bei: „Aber vielleicht habe ich heute nur einen so finsteren Tag, an welchem sich mir nichts in seinem wahren Lichte zeigt. Morgen schreibe ich Ihnen vielleicht heiterer." Und wenn er auch z. B. im November 1763 wieder äußert, er habe mit diesen „Nichtswürdigkeiten" schon mehr als drei Jahre verloren, es sei daher Zeit, daß er wieder in sein Geleise komme, so hat er doch noch bis Mai 1765 in seiner Stellung ausgehalten. Sie muß ihm also doch nicht so übel gepaßt haben.

Das Verhältnis zu seinem Chef scheint andauernd ein gutes gewesen zu sein. Seine Beschäftigung lag allerdings von dem, was ihn persönlich interessierte, weit ab. Da handelt es sich um Tafelgelder, Proviantbeschaffung, Auswechselung von Kriegsgefangenen, Münzkontrakte u. dgl. Aber Lessing ist offenbar für

gewöhnlich mit dienstlichen Obliegenheiten auch nicht überlastet gewesen. Sie ließen ihm für die „erlogenen Vergnügen und Zerstreuungen" mehr Zeit, als ihm nach der Meinung seiner Freunde gut war. Er ging der Gesellschaft gar nicht aus dem Wege. Dabei wurde nicht wenig getrunken; insbesondere aber liebte Lessing das Spiel so sehr, daß ihn nicht bloß der Philosoph Mendelssohn, sondern auch der Offizier Tauenzien warnen zu müssen glaubte. Doch er meinte, daß das Spiel seine stockende Maschine in Tätigkeit setze und die Säfte in Umlauf bringe und ihn so von einer körperlichen Angst befreie, an der er zuweilen leide. Deshalb wohl konnte er mit solcher Leidenschaft spielen, daß ihm die Schweißtropfen vom Gesicht herunterliefen. Damit stimmt freilich nicht recht, daß andere ihm den rechten Spielgeist absprachen, weil er nie ganz bei der Sache sei.

Seiner Gesundheit scheint diese Lebensweise doch nicht so gut bekommen zu haben. Im Jahre 1764 verfiel er in eine hitzige Krankheit. Und nachdem der Anfall überstanden war, kränkelte er noch einige Zeit, was ihm noch schlimmer erschien als das Kranksein: „ein ärgerliches Leben, wenn man auf ist und vegetiert und für gesund angesehen wird, ohne es zu sein". Er spendete sich selbst den humoristischen Trost, daß er in dem Fieber den letzten Rest seiner jugendlichen Torheit verrast haben, daß der Phantasie, der Empfindung ein gewisser Grad von Unpäßlichkeit, ein kleiner Pfahl im Fleisch, zuträglicher sein möge als die Gesundheit.

Auch mit dem Füllen des Beutels ging es nicht so gut, wie Lessing vielleicht gedacht hatte. Die bequemste Gelegenheit, zu Geld zu kommen, wollte er nicht benützen. Dem General von Tauenzien waren die Kontrakte über die Ausmünzung geringhaltigen Geldes aufgetragen, zu der Friedrich II. damals greifen mußte; die Verhandlungen wurden durch Lessing vermittelt, und so hätte dieser leicht auf die Münzverschlechterung spekulieren können. Freundliche Ratgeber sollen ihn darauf hingewiesen haben; andererseits glaubte Mendelssohn ihn warnen zu sollen. Lessing soll später (natürlich ironisch) geäußert haben, er habe es anfangs nicht verstanden, und als er es verstanden, sei es zu spät gewesen. Übrigens hätte Lessing von seinem rechtmäßigen Einkommen offenbar ein Bedeutendes erübrigen können — wenn er nicht Lessing gewesen wäre. Im Spiel zwar soll er nicht viel verloren haben, obgleich er immer sehr hoch spielte. Aber dieses gesellschaftliche Leben, in das er hineingezogen wurde, kostete

überhaupt viel Geld. Und was dafür nicht drauf ging, legte er in Büchern an. Dabei konnte es ihm passieren, daß er bei einer Bücherauktion zwei Freunde beauftragte, ihm gewisse Bücher um jeden Preis zu verschaffen, so daß diese sich gegenseitig hinauftreiben mußten. Bei einer solchen Fahrlässigkeit in Geldsachen, und bei seiner Gutherzigkeit, die bis an die Grenze törichter Verschwendung ging, ist es nicht zu verwundern, daß er 1765 außer seiner Bibliothek nichts besaß als die 300 Taler, die ihm aus dem Winklerschen Prozeß nach Abzug der Kosten blieben. Die brauchte er für die Übersiedlung nach Berlin; und so mußte er dem Vater gestehen, daß er leider nicht in der Lage sei, für seine Brüder etwas zu tun.

Aber auch daran ist zu zweifeln, ob es ihm nur Gewinn brachte, so einige Jahre unter Menschen zu leben statt unter Büchern. Der Sinn für ein bürgerlich solides Leben wurde durch die Gesellschaft, die er in Breslau hatte, kaum verstärkt oder geweckt. Daß er doch dem Zwang einer pflichtmäßigen Beschäftigung sich fügen mußte, hat seine Abneigung gegen einen festen Beruf eher noch erhöht. Als die Eltern 1764 hofften, er sei nun auf dem Wege zu einem „fixierten Glück", erklärt er ihnen nachdrücklich, daß er seinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben habe und mehr wie je entschlossen sei, von aller Bedienung zu abstrahieren, die nicht vollkommen nach seinem Sinne sei. „Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nötigen sollte, mich auf den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen." Ob er überhaupt glaubte, daß irgendeine Bedienung je vollkommen nach seinem Sinne sein würde? Aber das schreckt ihn nicht. „Wie es weiter werden wird (fährt er nachher fort), ist mein geringster Kummer. Wer gesund ist und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umstände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten setzen könnten, zeigt ein schlechtes Vertrauen auf die Vorsicht. Ich habe ein besseres, und habe Freunde." Was der fromme Vater in seinen Sorgen über diesen Glauben wohl gedacht hat?

An praktischem Weltverstand hat also Lessing in Breslau nicht viel gewonnen; und an praktischer Menschenkenntnis kaum mehr. Wenigstens hat er gegen seine Bedienten in den folgenden Jahren eine Vertrauensseligkeit bewiesen, die jedem Professor Ehre machen würde: er ließ sich in einer geradezu lächerlichen Weise

von ihnen betrügen. Und als er später seine Existenz auf den soliden Boden des buchhändlerischen Geschäfts gründen wollte, hat er sich nur in Schulden gestürzt. Er war und blieb in der Technik des äußeren Lebens ein großes Kind. Dagegen hat er darin unverkennbare Fortschritte gemacht, den Menschen menschlich zu nehmen. Auch hat ihm das Leben unter den Soldaten einen Sinn für Männlichkeit eröffnet, den er früher doch nicht hatte, den wir bei den zeitgenössischen Dichtern vergeblich suchen. Und eben der Eindruck dieses herben Lebens unter unsicheren Verhältnissen, das sogar von Frauen männliche Entschlossenheit verlangt, brachte unter einer größeren Zahl dramatischer Entwürfe, die ihm in dieser Zeit durch den Kopf gingen, wenigstens einen zur Reife: Minna von Barnhelm, die erste von den Dichtungen Lessings, die, als frisches Zeitbild, doch überzeitlichen Gehalt hat. Andererseits soll nicht verschwiegen sein, daß auch die soldatische Leichtfertigkeit auf ihn abgefärbt hat: die frivole Erzählung „Der über uns" hat er 1772 selbst nicht in seine Gedichte aufnehmen wollen.

Endlich sind diese Breslauer Jahre für die Entwicklung des Kritikers und Denkers Lessing von großer Bedeutung geworden; doch ist das erst in späteren Jahren ans Licht getreten. Denn er hat in Breslau selbst nichts von Belang drucken lassen. Er hat dort fleißig das Theater besucht (nur daß er selten bis zu Ende des Stücks geblieben sei): was er sich dabei gedacht, finden wir wohl z. T. in der Hamburgischen Dramaturgie wieder. Winckelmanns „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" regten ihn an, die antiquarischen Studien, die er immer geliebt hatte, mit besonderer Beziehung auf die Geschichte und Theorie der Kunst fortzuführen: daraus entsprang sein „Laokoon". In Breslau fand er reichhaltige Bibliotheken, die sein polyhistorisches Interesse anregten, und gelehrte Freunde, die es teilten. So beschäftigte er sich mit älteren deutschen Dichtern aus der Schule des Opitz: 1769 gab er Gedichte des Andreas Scultetus mit einleitenden Briefen heraus. Von besonderer Wichtigkeit aber sind kirchengeschichtliche Studien geworden, die er in der späteren Breslauer Zeit mit großem Eifer trieb. So untersuchte er die Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion. Die Folge war, daß die Anfänge des Christentums für ihn den Nimbus völlig verloren, womit die christliche Überliefe-

rung sie umkleidet hat. In dieser Zeit scheint Lessing geneigt gewesen zu sein, den Ursprung der positiven Religion überhaupt auf eine pia fraus zurückzuführen. Zugleich aber scheint ihm die Beschäftigung mit Spinoza jetzt den Anstoß gegeben zu haben, daß er von dem Deismus der herrschenden Leibniz-Wolffschen Philosophie zu einem entschlossenen Pantheismus überging: die Wirklichkeit der Dinge außer Gott verliert für ihn jeden verständigen Sinn. Übrigens blieben die historischen Untersuchungen bald stecken, und in seinen theoretischen Erwägungen kam er über Ansätze zu einer gründlichen Revision seiner Weltanschauung nicht hinaus. Die letzte Wirkung war, wie es scheint, eine entschiedene Abneigung, sich mit Religion zu beschäftigen.

6.

Mehr als Lessing selbst sorgten sich gute Freunde um seine Zukunft. Schon früher hatten Kleist und Gleim Projekte gemacht, ihm eine Stellung zu verschaffen, die ihm möglichst erlaubt hätte, seinem Talent zu leben. Jetzt, nachdem er seinen Posten bei Tauenzien aufgegeben hatte, dachte ein Oberst Quintus Icilius daran, ihn dauernd für Berlin zu gewinnen. Man suchte, nach einem königlichen Kabinetsbefehl, für die dortige Bibliothek „einen gelehrten und zur Aufsicht und Unterhaltung einer öffentlichen Bibliothek recht sehr begabten und in den Wissenschaften geübten Mann". Lautete das nicht wie ein deutlicher Hinweis auf Lessing, der immer für die Gelehrtengeschichte eine besondere Liebhaberei gehabt hatte? Auch Lessing scheint ähnlich gedacht zu haben; denn er unterstützte die Bemühungen seines Gönners wenigstens dadurch, daß er im Sommer 1766 den ersten Teil seines Laokoon abschloß und herausgab. Aber weder jener Freund noch dieses Werk konnte ihn einem Friedrich dem Großen genugsam empfehlen: er mußte, wie auch Winckelmann, hinter einem albernen Franzosen Antoine Joseph Pernéty zurückstehen, der sich einen gegründeten Anspruch auf Unsterblichkeit nur dadurch erworben hat, daß er des Großen Fritz Französelei unsterblich blamierte. Der Philosoph auf dem Throne war durch einen tückischen Zufall an einen abergläubischen Dunkelmann geraten. Lessing hat diese Enttäuschung tiefer empfunden, als man erwarten sollte; vielleicht auch deshalb, weil ihn die Aussicht auf eine ihm passende Bedienung doch aus seinem philosophischen Gleichgewicht gebracht hatte. Von dieser Zeit an hat er ein Aber gegen Berlin und Preu-

zentum. Und, was schlimmer ist: seine Liebe zur Freiheit bekommt einen herben Geschmack; seine frische Sorglosigkeit verwandelt sich nach und nach, aber unaufhaltsam, in einen bitteren Humor. Unbekümmert um das, was werden soll, seinem Genius oder seiner Laune folgend, frei in den Tag hinein zu leben, das war doch merklich schwerer, als er gedacht hatte!

Zunächst freilich schien das Schicksal für die Enttäuschung, die es ihm bereitet hatte, sofort einen genügenden, ja besseren Ersatz gewähren zu wollen: Lessing wurde gegen Ende des Jahres 1766 als Dramaturg und Konsulent an das neugegründete Nationaltheater in Hamburg berufen. Der Gehalt (800 Taler) war allerdings geringer, als er ihn in Berlin jedenfalls hätte erwarten dürfen; aber war es für ihn nicht doch eine angemessenere Beschäftigung, für ein Nationaltheater zu wirken, als eine Bibliothek zu verwalten? Lessing nahm den Ruf an. Doch vielleicht nicht ganz mit der philosophischen Gleichmütigkeit, die er sich zwei Jahre später, um eine Enttäuschung reicher, zuschreibt. Der Gedanke an die neue Stellung hatte doch die Kraft, seine fast erloschene Liebe zum Theater wieder zu beleben. Er entschloß sich, an seine älteren und neueren Stücke die letzte Hand anzulegen, um sie in Hamburg aufführen zu lassen. Von neueren Stücken konnte er 1767 in einer neuen Ausgabe seiner Lustspiele freilich nur eines geben: Minna von Barnhelm.

Dieses Stück brachte Lessing sofort einen großen Erfolg (nur leider nicht in klingender Münze). Aber das war auch die einzige wirkliche Freude, die Lessing von dem Theater hatte; und es scheint, daß er sich ihrer nicht einmal mehr recht freuen konnte. Das Hamburger Nationaltheater hatte keinen guten Fortgang. Innerer Zwist, Interesselosigkeit des Publikums, Mangel an Mitteln machten dem löblichen Unternehmen ein Ende, ehe es recht begonnen hatte. Auch Lessings Tätigkeit ward bald sehr unerquicklich. Er wollte in einer besonderen Zeitschrift, der Hamburgischen Dramaturgie, „jeden Schritt begleiten, den die Kunst, sowohl des Dichters als des Schauspielers, hier tun würde." Die Kritik der Schauspieler gab er bald auf: die Empfindlichkeit der Künstler verleidete ihm diesen Teil seiner Arbeit. Also konnte er nur noch die Stücke besprechen, die aufgeführt wurden. Sollte die Dramaturgie nicht zu einer zufälligen Folge von Rezensionen werden, so mußte Lessing die Stücke, die ihm paßten, zu einer Erörterung der Grundgesetze des Dramas benützen. Daß er das tat,

hat seiner Dramaturgie einen dauernden Wert gegeben, aber ihre Bedeutung für das Unternehmen, dem sie dienen sollte, so gut wie vernichtet. Lessing nahm denn auch auf dieses und auf das Publikum keine Rücksicht mehr, blieb weit hinter der Aufführung der besprochenen Stücke zurück, und gab in guter und schlechter Laune bald die wertvollsten Untersuchungen, bald bloßes Füllsel von Exzerpten. Schließlich brach er ab, nachdem das Unternehmen schon völlig gescheitert war, aber ohne seinen Stoff erschöpft zu haben, und gab in einem bitteren Nachwort seiner Enttäuschung Ausdruck.

Während dieser Verdrießlichkeiten schuf sich Lessing eine zweite Enttäuschung, die noch empfindlicher in sein Leben eingreifen sollte. Zu einer „Bedienung" hatte er ja überhaupt keine Neigung. Einen fürstlichen Mäzen, der ihm, wie der König von Dänemark einem Klopstock, durch eine wohlbezahlte Sinekure die Möglichkeit behaglicher Produktion gewährt hätte, hatte er nicht gefunden; er hatte ihn freilich auch nicht gesucht, und es hätte vielleicht auch keiner seine stolze Sprödigkeit überwinden können. Also mußte er, was ja auch das Natürlichste und Richtigste war, von dem Ertrag seiner Arbeit leben. Aber die Aufführung seiner Dramen trug ihm keinen Groschen ein. Mit der Dramaturgie ging es, wie sehr bald zu erkennen war, auch nicht. Und die Buchhändler bezahlten auch nicht viel; obschon Lessing über Voß und Nicolai nicht zu klagen hatte. Immerhin mußte der Schriftsteller mit dem Verleger den Gewinn teilen; und er kam dabei, nach Lessings Meinung, im allgemeinen nicht gut weg. Da legte sich der Gedanke nahe, daß der Schriftsteller den Verleger ausschalten und dessen Gewinn für sich behalten könne. Also assoziierte sich Lessing mit einem neugewonnenen Freund Bode, der eine Buchdruckerei besaß, und suchte eine Organisation zu schaffen, die dem Schriftsteller den vollen Ertrag seiner Arbeit sichern sollte. Klopstock, Gerstenberg, Gleim wollten ihm ihre Schriften zum Druck und Vertrieb übergeben. Aber Lessing und Bode verstanden, wie es scheint, gleich wenig von dem Geschäft; und das Ende war, daß Lessing, statt Gewinn einzuheimsen, sich mit Schulden belastete. Das war um so ärgerlicher, als gerade auch der Vater seiner Unterstützung dringend bedurft hätte.

Unter diesen Verstimmungen war Lessing geneigt, eine Fehde aufzunehmen, die er sonst vielleicht verschmäht hätte; so aber zerstreute sie ihn, auch indem sie neuen Ärger brachte. Durch seinen „Laokoon" hatte er in dem Geheimrat Klotz zu Halle einen Be-

wunderer gefunden, der sich zugleich dadurch wichtig machen wollte, daß er Lessing Fehler nachwies; womit er immer zudringlicher wurde, als er bemerkte, daß Lessing sich nicht durch Schmeichelei für die literarische Clique gewinnen ließ, deren spiritus rector er war. Das wurde Lessing endlich, und ziemlich bald, zu viel; des Theaters überdrüssig, wandte er sich gerne wieder antiquarischen Studien zu; die Anmaßung zurückzuweisen, einen Intriganten zu entlarven, das war ihm eine so natürliche Beschäftigung, daß er darin leicht einen Beruf sehen konnte. So schrieb er gegen Klotz „antiquarische Briefe“, die sich zu einer moralischen Hinrichtung zuspitzten. Damit war aber auch Lessings Interesse erschöpft; und eine geplante Fortsetzung blieb liegen. Die Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“ ist eine erfreuliche Nebenwirkung des unerquicklichen Streits.

In Hamburg konnte und mochte Lessing nicht bleiben, obschon er dort, außer einem größeren Kreis von Bekannten, ein Halbdutzend Freunde gefunden hatte, die er ungern verließ. In seinem zur Zeit herrschenden Interesse für Altertümer, und in der Verstimmung gegen das Vaterland, das ihn nicht zu nützen wußte, kam er im September 1768 auf den Gedanken nach Rom zu gehen. Dort hoffte er wohlfeiler zu leben als in Deutschland; und schließlich, meinte er, müßte sich's dort lustiger und erbaulicher hungern und betteln lassen als hier. Aber er konnte nicht Knall und Fall in Hamburg abbrechen: durch den Verkauf seiner Bibliothek mußte er sich erst die Mittel zur Reise beschaffen. Darüber verglühte wohl der erste Eifer; wie er sich auch nicht verhehlen konnte, daß es ihm in Rom gewiß nicht länger gefallen werde, als es ihm an irgendeinem Ort der Welt noch gefallen hatte. Sodann wurden ihm (April 1769) von Wien aus „sehr ansehnliche Vorschläge“ gemacht (3000 Gulden jährliches Gehalt); da sie aber das Theater betrafen, wollte er sie gänzlich abweisen, wenn er sie nicht mit seinem italienischen Plan verbinden könne. Das ließ sich, wie es scheint, nicht machen; und so kam beides ins Stocken. Inzwischen gelang es dem Professor Ebert in Braunschweig, den Erbprinzen auf Lessing aufmerksam zu machen. Im Oktober 1769 wurde Lessing von dort aus die Verwaltung der Bibliothek zu Wolfenbüttel angetragen, die bis jetzt im Nebenamt besorgt worden war. Eine persönliche Vorstellung im November verlief zu beiderseitiger Zufriedenheit. Lessing sagte zu; und nach mancherlei Verzögerungen trat er sein Amt im Mai 1770 auch wirklich an.

7.

So war denn der Wanderer endlich seßhaft geworden. Wolfenbüttel ist die letzte Station seines unruhigen Lebens geblieben. Freilich, glänzend war die Stellung durchaus nicht, die er hier fand: 600 Taler Gehalt, Wohnung und Holz frei. Aber es mußte ihn reizen und konnte ihn auf lange Zeit hinaus befriedigen, sich in eine der bedeutendsten Bibliotheken, die es zu jener Zeit in Deutschland gab, einzuarbeiten. Auch waren seine Amtsgeschäfte so abgegrenzt, daß er mehr die Bibliothek als die Bibliothek ihn nutzen sollte. Bald sollte noch ein anderer Grund ihm die feste Stellung, die er dort hatte, wert machen. In Hamburg hatte er besonders viel und gern in der Familie eines Kaufmanns König verkehrt. Im Dezember 1769 starb König in Venedig eines jähen Todes. Vor seiner Abreise soll er Lessing gebeten haben, sich seiner Familie anzunehmen, wenn ihm etwas Menschliches begegne. Daß Lessing sich von Eva König und ihren Kindern nicht losreißen konnte, mag eine der Ursachen gewesen sein, die seine Übersiedelung nach Wolfenbüttel verzögerten. Der Verkehr wurde brieflich fortgesetzt; und bald mag in ihm auch der Wunsch entstanden sein, sich mit der ebenso liebenswürdigen wie klugen und energischen Frau fürs Leben zu verbinden. Ihrer Gegenliebe konnte er sicher sein.

Aber König, der wie seine Frau von Hause aus ein beträchtliches Vermögen besaß, hatte sein Geschäft in einer sehr schwierigen Lage zurückgelassen. Seidenfabriken, die er in Wien hatte, konnten nicht behauptet und nicht veräußert werden. Lessing, der selbst noch in Schulden steckte, 1770 nach dem Tode seines Vaters auch noch für dessen Schulden gutgesagt hatte und von Mutter und Schwester um Unterstützung bedrängt wurde, konnte natürlich nicht helfen. Das Glück in der Lotterie, das Lessing mit Eva halb in alter, eingewurzelter Leidenschaft des Spiels, halb in der Verzweiflung immer wieder versuchte, zeigte sich auch nicht hold. Im Februar 1772 mußte Eva selbst nach Wien reisen, um ihre Kinder vor dem völligen Verlust ihres Vermögens zu bewahren. In der Tat glückte es ihr, mit Umsicht und Ausdauer einiges zu retten; aber die Abwickelung der Geschäfte hielt sie dort bis Mai 1775 fest.

Die tapfere Frau hielt wacker aus; und sie hatte zuzeiten doch noch die schwere Aufgabe, auch Lessing über Wasser zu halten.

Ihm war bald nach Antritt seines Amtes ein wichtiger Fund geglückt: er hatte in seiner Bibliothek eine verschollene Schrift des Berengar von Tours entdeckt, die für die Geschichte der Abendmahlslehre von großer Bedeutung ist. Dadurch wurde sein theologisches Interesse wieder erweckt, und die Ankündigung seines Fundes wurde ihm auch sofort zur Einleitung des religiösen Kampfes, der seine letzten Jahre füllen sollte. Halb wider Willen mußte Lessing zugestehen, daß diese theologische Entdeckung ihm die reinste Freude gewährte, die er seit langem gehabt hatte. Sodann gibt er aus den Schätzen der Bibliothek noch weitere Beiträge zur Geschichte und Literatur heraus — wobei wieder das theologische Interesse merklich hineinspielt. Dazwischen hinein arbeitet er für die neue Ausgabe seiner Schriften „zerstreute Anmerkungen über das Epigramm“ aus; auch bringt er noch einen alten dramatischen Entwurf zur Vollendung. Wie gering seine Begeisterung für diese Arbeit doch war, läßt sich daraus erkennen, daß er sich nicht entschließen konnte, Emilia Galotti auf dem Theater zu sehen. Aber die Sorge für seine persönliche Lage erhält mehr und mehr das Übergewicht und bringt ihn in die unbehaglichste, ja verzweifeltste Stimmung. Es fehlt am Geld, wie immer. Seine Gesundheit litt an den für ihn empfindlichsten Punkten: er konnte seine Gedanken nicht andauernd auf einen Gegenstand fixieren; wenn er eine Zeile schreiben wollte, trat ihm der Angstschweiß vor die Stirn; auch wollten die Augen versagen. Endlich wurde ihm die Einsamkeit in Wolfenbüttel oft ganz unerträglich. So macht er sich im Herbst 1771 schon wieder mit dem Gedanken einer Veränderung vertraut: er hofft, mit Klopstock und anderen Schriftstellern und Gelehrten von Joseph II. nach Wien berufen zu werden. Aber das zog sich ins Unendliche hin; und bald war die Hoffnung sehr gering, daß etwas daraus werde. Dann ward ihm (Februar 1773) Aussicht auf die Verbesserung seiner Stellung in braunschweigischen Diensten gemacht; aber er wurde auch damit hingezogen, daß er hätte rasend werden mögen, — und schließlich enttäuscht. Es blitzt ein Funke auf (März 1774), daß er einen Ruf nach Heidelberg erhalte, — und verlischt wieder. Der Gedanke an Eva verschärft diese Qual. Sie selbst hat schwer darunter zu leiden, indem sie wochen-, monatelang ohne Nachricht bleibt. Doch sie bleibt aufrecht und (darf man wohl sagen) hält auch ihn. Aber den 11. November 1774 schreibt er dem Bruder Karl (mit dem er allein von seiner ganzen Familie in

einer lebhafteren Verbindung steht): „Ich sehe meinen Untergang hier vor Augen und ergebe mich endlich drein." Zwei Monate später hat er sich doch entschlossen, sich lieber durch einen gewaltsamen Schritt Luft zu machen als im Schlamm zu ersticken.

Er nimmt Urlaub zu einer Reise nach Berlin, um dort seinen Bruder Karl zu besuchen, — und doch wohl auch, um zu sehen, ob er nicht anderswo ein besseres Unterkommen finde als in Wolfenbüttel. In Berlin werden ihm von Preußen Anträge gemacht, die zu nichts führen. Der österreichische Gesandte bestimmt ihn, nach Wien zu gehen; und Lessing folgt diesem Rate um so lieber, da er dort noch Eva treffen und sie auf der Heimreise begleiten kann. In Wien fand er eine glänzende Aufnahme, wurde sogar von der Kaiserin Maria Theresia zur Audienz befohlen. Nur von einer Anstellung verlautete nichts; übrigens war Eva der Meinung, daß er in Wolfenbüttel eher noch an seinem Platze sei als an einem Hof. Der Plan, mit Eva heimzureisen, wurde dadurch vereitelt, daß der jüngste Prinz von Braunschweig, der eben auch nach Wien kam, ihn zum Begleiter auf einer Reise nach Italien wünschte. Trotzdem war der erste Eindruck des einst ersehnten Landes so stark, daß in ihm der Gedanke wieder erwachte, er möchte dort sein Leben beschließen. Aber daß er mit dem Prinzen reiste, wurde ihm bald sehr unbequem: die meiste Zeit verging mit Besuchen und am Tische. Sodann kam er, durch Nachlässigkeit der Vermittler, außer Verbindung mit Eva und sorgte sich um sie, wie sie sich um ihn sorgte. So durchreiste er Italien bis Neapel ohne viel Gewinn und Genuß. In Rom wurde er auch dem Papst Pius VI. vorgestellt: was wir der Kuriosität wegen notieren wollen, obgleich Lessing diese Ehre in seinem Tagebuch beschweigt. Auf dem Rückwege war er jetzt in Wien bestrebt dem „großen Geschmeiß" aus dem Wege zu gehen und reiste früher, als er gewollt, wieder ab, um einer Einladung zum Fürsten Kaunitz nicht folgen zu müssen. In Dresden sagte ihm der Kurfürst Friedrich August III., es solle ihn nicht gereuen, wenn er wieder in sein Vaterland zurückkehren wolle. Aber alle Ehrungen und Liebenswürdigkeiten, die er unterwegs erfahren hatte, ersparten ihm nicht, daß er, nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, sich um eine Besserung seiner dortigen Stellung bemühte. Und jetzt erreichte er, freilich unter langen, ärgerlichen Verhandlungen, die seine Geduld auf eine fast zu schwere Probe setzten, daß ihm eine Zulage von 200 Talern und eine bessere Wohnung bewilligt wurde. Das geschah im Juli

1776. Anfang September erhielt er noch die angenehme Mitteilung, daß ihn der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz unter den ehrenvollsten und bequemsten Bedingungen zum ordentlichen Mitglied der Mannheimer Akademie der Wissenschaften machen wolle, mit einer jährlichen Pension von 100 Louisdor. So konnte er endlich mit Aussicht auf eine sorgenfreie Zukunft den 8. Oktober 1776 sich mit Eva vermählen; — und konnte dann, im glücklichsten Zusammenleben mit der geliebten Frau, die häßliche Enttäuschung leichter verwinden, daß diese Pension schon im folgenden Jahre unter den nichtigsten Vorwänden zurückgezogen wurde.

8.

Man kann Lessings Gang in dieser Zeit nicht ohne Angst verfolgen. Er war nicht bloß durch die Ungunst des Schicksals, sondern auch durch seinen eigenen idealen Leichtsinn in eine bitterböse ökonomische Lage gekommen. Jetzt schien er die Folgen einer teils bequemen, teils hochsinnigen Sorglosigkeit in betreff seiner Zukunft nicht ertragen zu können. Daß er durch Fürstengunst endlich eine feste Stellung gewann, nur von Fürstengunst eine Besserung seiner Lage erhoffen konnte, hat zwar seinen Unabhängigkeitssinn nicht geknickt. Aber er hat diesen öfters mit einer Gereiztheit bewährt, die kein Zeichen sicherer Kraft ist. Manchmal scheint ihm das fast gleichwertig zu sein, daß er eine ihm angemessene und daß er eine einträgliche Wirksamkeit finde. Und wenn er erklärt, daß er den Wienern für 100 Dukaten kein Theaterstück liefere, er wolle 100 Louisdor; daß er für die Ehre seines lieben Vaterlandes, und wenn sie auch einzig und allein von seiner Feder abhängen sollte, keine Feder ansetze; „also Geld für die Fische — oder beköstigt euch noch lange mit Operetten“: nun, er hat ja recht, vollständig recht; aber . . . Wir hören ihn ungern so reden.

Doch hat Lessing auch in diesen bösen Jahren ein Interesse für sich gehabt, in das er sein höheres Selbst hineinrettete; und das hat dann auch seinen letzten Jahren, ja seinem Leben überhaupt, den bedeutendsten Gehalt gegeben.

In Hamburg hatte er einen Arzt Reimarus und dessen Schwester Elise Reimarus kennen gelernt, die Kinder des 1768 in hohem Alter verstorbenen Professors H. S. Reimarus, der als Mensch und Christ und Gelehrter das höchste Ansehen genossen hatte. Dieser Mann hatte im Manuskript ein Werk hinterlassen, das den guten Ruf, den er sich durch seine gedruckten Schriften erworben

hatte, gründlich zerstört hätte: eine „Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", die sich mit einer damals in Deutschland noch unerhörten Schärfe (nur ganz exzentrische, verrufene Menschen wie Dippel und Edelmann hatten sich Ähnliches erlaubt) gegen das positive Christentum wandte. Diese Schrift wurde Lessing von den Geschwistern Reimarus zum Lesen gegeben, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Wir wissen nicht genau, wann das geschah; wir haben auch kein direktes Zeugnis darüber, welchen Eindruck das Buch auf Lessing machte. Doch können wir diesen ohne Mühe und mit ziemlicher Sicherheit erschließen.

Was Reimarus sagte, war einem Lessing natürlich nicht neu. Lessing hatte sich mit der einschlägigen Literatur von Jugend auf eingehend beschäftigt. Daß Reimarus mit einer Rücksichtslosigkeit, die an Gehässigkeit grenzte, gegen das positive Christentum vorging, konnte Lessing nur reizen, für dieses Partei zu ergreifen. Aber mehr als die Meinungen des Reimarus interessierte ihn dessen Person: daß ein so tüchtiger Mann nach seinem eigenen Wort als Heuchler gelebt hatte, gestorben war und noch fortlebte. Wenn Lessing 1770—74 mit unverkennbarer Geflissentlichkeit die Gelegenheit ergreift, in Berengar von Tours den Ketzer zu Ehren zu bringen, der mit eigenen Augen wenigstens habe sehen wollen, Berengar und Leibniz gegen den Verdacht religiöser Zweizüngigkeit zu verteidigen, Adam Neusers Abfall vom Christentum damit zu entschuldigen, daß die Verfolgung ihn dazu genötigt habe: so dürfen wir im Hintergrunde immer den Schatten des unglücklichen, wahrheitsliebenden und zweizüngigen Reimarus vermuten; wie Lessing durch diese Aufsätze auch den Angriff auf ein religionspolitisches System einleiten wollte, das einen Reimarus zum Heuchler gemacht hatte.

Lessing hatte schon 1770 das ganze Werk des Reimarus in Berlin drucken lassen wollen. Aber der Zensor wollte die Verantwortung für die Veröffentlichung nicht übernehmen; so unterblieb sie. Lessing hat das vielleicht nicht bloß bedauert. Er wartete geduldig bis 1774. Auch als er 1773 begann, aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Beiträge zur Geschichte und Literatur herauszugeben, wofür er Zensurfreiheit hatte, beeilte er sich nicht, sofort Mitteilungen aus der „Schutzschrift" zu machen, sondern schickte, wie schon bemerkt, erst zwei Aufsätze über Leibniz und einen Aufsatz über Adam Neuser voraus,

worin er ohne Aufdringlichkeit und doch mit Nachdruck die Aufmerksamkeit auf die religiöse Frage hinlenkte. Das erste Fragment des Ungenannten aber wählte er so, daß die praktische Seite der Sache ganz in den Vordergrund trat; es war überschrieben: von Duldung der Deisten. Und er selbst formulierte in einem Nachwort das Problem, das der Zeit nicht bloß durch die Schrift, sondern auch durch das Schicksal des Reimarus aufgegeben wurde: ob nicht Bedingungen festgestellt werden könnten, unter welchen sich die Christen könnten und möchten gefallen lassen, Deisten in ihren Pfählen zu dulden? In diesem Vorgehen war offenbar Methode. Aber zunächst hatte sie keinen Erfolg. Es ging niemand auf die ernste Frage ein, die mit so großem Nachdruck gestellt worden war; was Lessing z. T. selbst dadurch verschuldet hatte, daß er gar zu harmlos nur den Herausgeber der Papiere eines Ungenannten hatte spielen wollen.

Auch Lessing ließ die Sache ruhen, bis er seine persönlichen Verhältnisse in Ordnung gebracht hatte. Da ließ er 1777 eine ganze Serie von Fragmenten seines Unbekannten folgen, und diesmal durfte dieser schwereres Geschütz auffahren. Das letzte, schlimmste Fragment bestritt die Auferstehung Jesu, untergrub also nach der Meinung der gläubigen Theologen das tiefste Fundament des christlichen Glaubens. Ein solcher Angriff auf das Heiligtum des Glaubens konnte nicht mehr ignoriert werden. Die Abwehr richtete sich natürlich nicht bloß gegen den Ungenannten, sondern auch gegen den, der ihm zum Wort verholfen hatte. Lessing mußte wieder antworten: erst als Anwalt seines Ungenannten, dann auch zur Verteidigung seiner selbst. So entspann sich ein lebhafter Kampf, der sich endlich zu einem Duell zwischen Lessing und dem Hauptpastor Goeze in Hamburg zuspitzte, einem lutherischen Eiferer, mit dem Lessing doch in Hamburg ganz freundliche Beziehungen gehabt hatte. Streitschriften gegen andere Gegner blieben durchweg als Fragmente liegen.

In diesem Kampf ist Lessing erst ganz auf die Höhe seiner selbst gekommen; und doch wurde daraus, z. T. durch Lessings Schuld, nicht, was daraus hätte werden sollen und können.

Der eigentliche Gegenstand des Kampfes hätte bleiben sollen: daß die Deisten, unter gewissen Bedingungen, offen und ehrlich mit den positiven Christen sollten zusammen leben können. Als auf diese praktische Frage niemand eingehen wollte, hat Lessing seinen Unbekannten Angriffe auf die wirklichen oder vermeint-

lichen Grundlagen des Christentums machen lassen, die nicht ignoriert werden konnten. Das war taktisch ganz richtig. Aber nachdem es zu einer Auseinandersetzung gekommen war, galt es, diese auf das eigentliche Thema zurückzulenken: daß die Deisten, die nun einmal da sind, unter gewissen Bedingungen offen mit den positiven Christen sollten zusammen leben können. Man merkt nun zwar, daß Lessing selbst diese praktische Frage in mente hat; als Hauptfrage der ganzen Diskussion kann er sie nicht festhalten. Sein gelehrtes Interesse an den Differenzen, die dieses praktische Problem erzeugen, ist zu groß. So überwuchert die wissenschaftliche Diskussion, die durchaus hätte Nebensache bleiben sollen, die ja auch der Natur der Sache nach zu keinem sicheren Resultat geführt werden konnte.

Sehr schlimm war ferner von Anfang an, daß Lessing den Ungenannten nicht nennen durfte. Dadurch wurde Lessing zu Sophistereien genötigt, die übel angebracht sind, wenn man für das Recht kämpft, frei und offen seiner Überzeugung zu leben. Noch schlimmer aber war, daß Lessing sich nicht entschließen konnte, seine eigene Position in dem Kampfe unzweideutig kundzugeben. Allerdings handelte sich's ja nicht um ihn, sondern um Reimarus; und Lessing konnte einen taktischen Vorteil darin sehen, daß er nicht eine eigene Meinung durchsetzen, nur einen anderen gegen ungerechte Beurteilung schützen sollte. Auch stand ja eigentlich nicht die Wahrheit eines eigenen oder fremden Glaubens in Frage, sondern die Möglichkeit, bei verschiedenem Glauben sich praktisch zu vertragen. Aber das wurde eben auch von Lessing selbst nicht streng festgehalten. Und nachdem nun doch die Geschichtlichkeit der Auferstehung und die Bedeutung der Bibel und des Bekenntnisses Gegenstand der Kontroverse geworden war, mußte Lessing in eine schiefe Stellung kommen, wenn er nicht ebenso offen seinen Standpunkt verteidigte, wie Goeze den seinigen. Warum Lessing das nicht wollte, ist nicht sicher zu bestimmen. Furcht vor den Folgen hätte ihn gewiß nicht zurückgehalten; auch hätten die Folgen kaum so schlimm werden können. So ist der wahre Grund vielleicht der, daß er einen festen Standpunkt überhaupt nicht hatte. Aber wie dem nun sei: er hat nach seinem eigenen Wort manches γυμναστικῶς geschrieben, das er δογματικῶς nicht hätte schreiben können; das heißt: er hat seine wahren Gedanken auch sophistisch verschleiert.

Natürlich hat er dadurch den Gegner nicht wirklich getäuscht.

Wenn nun aber dieser, nicht ohne Grund, ihn als einen versteckten Feind des Christentums behandelte, so war das für Lessing wieder ein Grund, ihn schlechter zu behandeln, als er es eigentlich verdiente. Ob Lessing wohl immer ein gutes Gewissen dabei hatte, daß er den ehrlichen Fanatiker Goeze behandelte wie den Intriganten Klotz? Ob nicht das Gefühl, gegen ihn keine ganz unbedenkliche Rolle zu spielen, den Ton seiner Streitschriften noch verschärfte? Wir haben keinen bestimmten Anlaß zu dieser Vermutung; ja, die gewagtesten taktischen Evolutionen scheinen Lessing bloß Spaß zu machen. Aber es ist doch kaum zu glauben, daß Lessing gar nicht gemerkt haben sollte, wie schwer sich seine Taktik gegen Goeze mit seinen eigenen Gesetzen für die Handhabung der Kritik vereinigen läßt.

Die Herbe seiner Stimmung hat freilich auch den Grund, daß die ersten Angriffe auf Lessing mit dem schwersten Schlag zusammentrafen, den ihm das Schicksal zufügen konnte. An Weihnachten 1777 wurde Eva von einem Knaben entbunden, der wenige Stunden nach der Geburt starb. Den 10. Januar 1778 folgte dem Kinde die Mutter nach. Lessing war in der schrecklichsten Stimmung. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen." „Die Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen; und bin ganz leicht." Die theologischen Händel waren seine einzige Zerstreuung. Die mutwilligsten Stellen in seinen „Schmarren" entstanden oft in sehr trüben Augenblicken. Das ist begreiflich; und bezeugt doch auch, daß die theologischen Fragen, die zur Diskussion gekommen waren, ihn innerlich kaum beschäftigten.

9.

Während des Streites mit Goeze gab Lessing ein weiteres Fragment des Ungenannten heraus „Von dem Zweck Jesu und seiner Jünger"; diesmal ohne erläuternde und berichtigende Zusätze, dagegen mit einer Vorrede, worin er selbst darauf hinwies, daß der Ungenannte nicht nur diese und jene Lehren des Christentums, sondern die Wahrheit der christlichen Religion selbst angreife. Daraufhin schritt im Juli 1778 die Braunschweiger Regierung ein: es wurden die veröffentlichten Fragmente konfisziert, von Lessing das Manuskript eingefordert und ihm die Zensurfreiheit entzogen. Auf seine Einsprache wurde ihm ausdrück-

lich erklärt, daß er fernerhin bei Vermeidung schwerer Ungnade weder in Braunschweig noch auswärts ohne Genehmigung der Zensur etwas drucken lassen dürfe. Lessing hatte keine Lust sich dem zu fügen und wollte nötigenfalls seinen Abschied nehmen. Doch drückte das Ministerium in Braunschweig beide Augen zu, als Lessing trotzdem noch einen Bogen gegen Goeze in Hamburg drucken ließ. Aber Goeze schnitt nun die Fortsetzung des Streites ab, indem er verstummte. Lessing aber ging von dem direkten Kampf zum indirekten über: er nahm einen dramatischen Plan auf, den er schon vor 3 Jahren entworfen hatte, und führte ihn mit Rücksicht auf die entstandenen Kämpfe aus. Zum Glück ist sein Nathan mehr geworden als ein Possen gegen die Theologen, der schlimmer werden sollte als alles andere, was er zuvor geschrieben hatte. Lessing kehrte vielmehr ernsthaft zu der praktischen Frage zurück, auf die er ursprünglich den ganzen Handel angelegt hatte: wie Menschen verschiedenen Glaubens offen und ehrlich miteinander sollten leben können. Eine Auffassung der positiven Religion und des Christentums, die wahre Toleranz ermöglicht, legte er gesondert in dem anonymen Aufsatz „Die Erziehung des Menschengeschlechts" dar, dessen erste Hälfte er schon seinen Glossen zu den Fragmenten eingefügt hatte. Die Frage der religiösen Toleranz erweiterte sich ihm aber noch zu dem Problem, wie die Menschlichkeit unter der natürlichen und notwendigen Differenzierung der Menschheit in geschichtlich bedingte Sondergruppen zu behaupten sei. Das hat er, ebenfalls anonym, in den „Ernst und Falk" betitelten Gesprächen für Freimaurer erörtert.

Während dieser Kämpfe und Arbeiten hat sich sein Leben recht trübe gestaltet. Hat er keine eigentliche Verfolgung erlitten (der Reichstag zu Regensburg hat sich nicht, wie man und Lessing selbst erwartete, mit dem Fragmentenstreit beschäftigen wollen), so war ihm doch manches, was er in dem Kampfe zu erleben bekam, sehr empfindlich: daß man das Gerücht über ihn verbreitete, er habe von den Amsterdamer Juden für die Veröffentlichung der Fragmente 1000 Dukaten erhalten, und daß ein Semler seinen Gedanken, man müsse dem schleichenden Zweifel Luft schaffen, damit er wirklich überwunden werden könne, als Wahnwitz glaubte verspotten zu dürfen. Und da sich nun einmal der Klatsch mit ihm beschäftigte, wurde ihm auch ein Liebesverhältnis zu seiner Stieftochter Amalie angedichtet. Das Verhalten der näheren und näch-

sten Bekannten war auch nicht immer dazu angetan, ihm Freude zu machen. In der Öffentlichkeit ist nur der Wandsbecker Bote mit wohltuender Freimütigkeit für ihn eingetreten. Dabei wurde seine Gesundheit immer schlechter. Die Augen drohten den Dienst ganz zu versagen. Er litt an Schlafsucht und fiel im Winter 1780/81 von einer Unpäßlichkeit in die andere. Der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi, der ihn im Juli 1780 besucht und rasch sein Vertrauen gewonnen hatte, lud ihn auf das Frühjahr 1781 zu sich nach Pempelfort bei Düsseldorf ein, damit er ihn herauspflege. Aber den 15. Februar 1781 starb Lessing unvermutet auf einem Besuch zu Braunschweig, nicht alt, aber lebenssatt.

Zweites Kapitel.

Der Dichter.

1.

Mit dem Leben der Gegenwart steht Lessing hauptsächlich in Fühlung durch drei seiner Dramen, die heute noch aufgeführt werden. Nur diese drei Werke Lessings, Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Nathan der Weise, sind allgemein bekannt; allgemein berühmt ist er also als großer Dramatiker, überhaupt als großer Dichter.

Bekanntlich hat Lessing selbst auf diesen Ruhm ausdrücklich verzichtet. Man verkenne ihn, sagt er in dem Nachwort der Hamburgischen Dramaturgie, wenn man ihm die Ehre erweise, ihn für einen Dichter zu erkennen. „Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern ... Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin

daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachteil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann."

Also: Lessing ist nach seinem Urteil über sich selbst kein dichterisches Genie, bringt aber mit Hilfe der Kritik auch als Dichter etwas fertig, das dem Genie sehr nahe kommt. Damit hat er den Wert seines Dichtens, negativ und positiv, so scharf bestimmt, daß es übel angebracht wäre, ihn gegen sich selbst verteidigen zu wollen. Es ist mehr in seinem Sinn und auch fruchtbarer für sein Verständnis, daß wir den Gründen seines Urteils über sich selbst sorgfältig nachgehen. Das Resultat einer genaueren Untersuchung ist, wie nicht anders zu erwarten, daß Lessing sich selbst sehr gut verstanden und sehr richtig gewürdigt hat; nur daß er nicht bloß weniger war als ein Dichter, sondern auch mehr.

2.

In Lessing sprudelte nicht die lebendige Quelle, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet; er muß alles durch Druckwerk und Röhren aus sich heraufpressen. Dazu braucht er seine ganze Geistesgegenwart, alle Beobachtungen, die er gemacht, alle Regeln, die er erdacht hat. Was das für einen Dichter besagen will, tritt ins hellste Licht, wenn wir Goethes künstlerisches Glaubensbekenntnis dagegen stellen (an Schiller, 6. April 1801): „Ich glaube, daß alles, was das Genie als Genie tut, unbewußt geschehe. Der Mensch von Genie kann auch verständig handeln, nach gepflogener Überlegung, aus Überzeugung; das geschieht aber alles nur so nebenher. Kein Werk des Genies kann durch Reflexion und ihre nächsten Folgen verbessert, von seinen Fehlern befreit werden; aber das Genie kann sich durch Reflexion und Tat nach und nach dergestalt hinaufleben, daß es musterhafte Werke hervorbringt." So hat Lessing nicht gedichtet; so hat er sich als Dichter nicht entwickelt.

Lessing ist nicht dichterisch veranlagt.

Ihm fehlt der Drang sich lyrisch zu expektorieren. Ihn macht der Überschwang des Gefühls eher verstummen als reden. Er glaubt die Liebe zum Freunde zu prostituieren, wenn er den Schmerz des Verlusts in einem Gedichte ausspräche. Lessing singt nicht etwa Leid und Freud und Begeisterung hinaus: seine „Lieder" und „Oden" sind erdacht, nicht minder als seine Lehrgedichte und

Epigramme. Eine einzige wirkliche Ausnahme ist vielleicht das Gedichtchen „Der Genuß". Auch wenn Lessing im Gedicht eben sich offenbaren will, charakterisiert er sich mehr, als daß er sich ausspräche. So in dem Gedicht „Ich".

So wenig Lessing ein Lyriker ist, so wenig ist er ein Epiker. „Die Lust zu fabulieren" ist ihm unbekannt. Es fehlt ihm die Voraussetzung dazu, die Goethe von sich aus so feinsinnig beschrieben hat: „eine gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt". Zum Erzählen bewegt ihn nicht die Freude am Geschehenen, auch nicht dessen typischer, symbolischer Gehalt, sondern eine Reflexion, die er daran anknüpfen kann. Die Fabel schreibt er der Moral, die poetische Erzählung des Witzes wegen. Darum scheidet er aus jener alles aus, was nicht zum Verständnis der Lehre nötig ist; legt er diese breiter an, so hat das doch nur die Absicht, die Pointe recht wirksam hervortreten zu lassen. Er erzählt immer mit Berechnung.

Lessing ist aber auch nicht, wie man meinen könnte, der geborene Dramatiker: wenn diesen anders der Drang und Trieb macht, ein inneres Erlebnis in einer Handlung sich zu vergegenständlichen. Lessing denkt dialogisch; so fließt ihm auch der Dialog sehr natürlich und leicht. Aber die Handlung in seinen Dramen ist ersonnen, nicht geschaut. Der junge Goethe hat das dem anerkannten dramatischen Meisterwerk Lessings sicher abgefühlt: „Emilia Galotti ist nur gedacht. . . Mit halbwegs Menschenverstand kann man das Warum von jeder Szene, von jedem Wort, möchte ich sagen, auffinden". Von Nathan gilt das noch mehr, von Minna kaum weniger.

Daß Lessing nicht aus dichterischem Drang dichtet, verrät sich, wenn man einmal darauf achtet, allenthalben in der Entwickelung seiner dichterischen Produktivität. Wirklich fruchtbar ist er als Dichter nur bis 1753: da schüttelt er Lieder und Lustspiele und andere Gedichte nur so heraus. Aber das sind auch alles nur gewandte Nachahmungen alter und neuer Muster: Lessing kann ja dem Vater als Ursache ihres Daseins die Neigung angeben, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen. Das ist nun freilich bloß das eine Motiv seines Dichtens; aber das andere gibt diesem auch keinen höheren poetischen Wert: es sind gewisse Tendenzen, die er so bewußt und deutlich verfolgt, daß eben die Poesie dadurch vernichtet wird. Sobald er sozusagen als Dichter den Befähigungsnachweis erbracht und für seine Tendenzen die richtige Form ge-

funden hat, kühlt sich denn auch der poetische Eifer ganz gewaltig ab. Die lyrische Ader versiegt schon 1753 vollständig. Nachdem er seine lyrischen Produkte in den „Schriften" gesammelt, hat Lessing kein Lied, auch kein Lehrgedicht mehr gedichtet. Die letzte Ode machte er pflichtgemäß auf den 1. Januar 1754. Dagegen ist die Mehrzahl der Epigramme nach 1753 entstanden — übrigens eine sehr bescheidene Zahl. Kaum ein Gros Epigramme in 27 Jahren: das ist für einen Epigrammatisten wirklich nicht viel! Fabeln hat Lessing nach 1759 nicht mehr gedichtet — nachdem er seine eigentümliche Form gefunden und gerechtfertigt hatte. Ein paar poetische Erzählungen sind noch in Breslau entstanden. Doch das sind ja alles Nebensachen für Lessing, der wesentlich Dramatiker gewesen sei: wie steht es nun mit seiner dramatischen Produktivität? 1755 entsteht in wenigen Wochen Miß Sara Sampson: aber dieses Trauerspiel ist auch wieder Nachdichtung, erborgter Stoff in erborgter Form. Darauf wird Lessing in Theorie und Praxis selbständiger: aber von den Entwürfen, die er in reicher Fülle produziert, werden nur drei vollendet (Philotas 1759; Minna 1767; Emilia 1772). „Minna" und „Emilia" sind nicht nur sehr langsam gereift, sondern haben offenbar auch sehr viel Pumpen und Pressen erfordert. Denn nach Vollendung der Emilia will Lessing zwar mindestens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien, haben, deren jedes er innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte; aber er fragt unmutig: „Wozu mich, für nichts und wieder nichts, sechs Wochen auf die Folter spannen?" „Für nichts und wieder nichts" — das heißt hier nichts anderes als: ohne genügende Bezahlung. Als Leipziger Student hatte Lessing eine solche Liebe zum Theater, daß sich alles, was ihm durch den Kopf ging, in eine Komödie verwandelte. Nun ist sein Interesse für das Theater erloschen — und nun ist auch kein selbständiger Trieb zu dichterischer Produktion mehr da: ob er sich der Qual der Produktion unterziehen soll, ist eine Frage der Bezahlung! Nachher wird dann noch „Nathan" rasch vollendet: aber das treibende Interesse ist diesmal die Tendenz; und um der Tendenz willen dispensiert sich Lessing von den strengen Forderungen, die er selbst an ein richtiges Drama stellt.

Das ist nicht die Art des geborenen Dichters. Lessing hat aber auch für die Poesie, seine eigene Poesie und die Poesie überhaupt, nicht die religiöse Ehrfurcht, die dem geborenen Dichter eignet. In einem seiner frühesten Epigramme ruft er einem Herrn R. zu:

Es freuet mich, mein Herr, daß ihr ein Dichter seid,
Doch seid ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das ist mir leid.

Und das ist nicht bloß ein freier Scherz, gilt auch nicht bloß dem schlechten Dichter. Denn für sich selbst fürchtet er schon 1754, er möchte über den schönen Wissenschaften wichtigere Wissenschaften versäumt haben. Im selben Sinne schreibt er 1757 mit unzweifelhaftem Ernst an Moses Mendelssohn: „Ich will durchaus alle Ihre poetischen Arbeiten sehen, ob ich gleich deswegen nicht will, daß Sie mehr Zeit auf die Poesie als auf die Philosophie verwenden. Denn Sie haben in der Tat recht: den schönen Wissenschaften sollte nur ein Teil unserer Jugend gehören; wir haben uns in wichtigeren Dingen zu üben, ehe wir sterben. Ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts als gereimt hat; und ein Alter, der seine ganze Lebenszeit über nichts getan, als daß er seinen Atem in ein Holz mit Löchern gelassen: von solchen Alten zweifle ich sehr, ob sie ihre Bestimmung erreicht haben." Aus der wegwerfenden Art, wie Lessing von seinen eigenen Dichtungen redet, dürfen wir nicht zuviel schließen; denn er spricht sich über seine anderen Arbeiten auch nicht anders aus. Daß er aber der Poesie als solcher nie einen Eigenwert zugeschrieben hat, beweist sein Urteil über Goethes Werther. Lessing wünschte ja „noch ein Kapitelchen zum Schluß; je zynischer, je besser". Daß das der poetischen Stimmung widerspricht, der Werther entstammt, und den poetischen Eindruck der Erzählung ganz zerstören würde, kümmert Lessing offenbar wenig oder nichts. Er fürchtet, man könnte die poetische Schönheit für die moralische nehmen: gegen dieses praktische Bedenken hat eine ästhetische Rücksicht für ihn kein Gewicht.

Das könnte man philiströs finden — wenn nicht Lessings ganzes Leben dagegen Einspruch erheben würde. Denn ein Philister ist gerade Lessing nie gewesen — weniger als Klopstock, Wieland, Herder, Goethe und Schiller. Die Wahrheit ist vielmehr, daß Lessing als Persönlichkeit zu solide gebaut, zu nüchtern und zu ernst war, als daß er sich von dem Zauber des Ästhetischen hätte fangen lassen. Lessing war mehr als Dichter; und war auch dadurch von Anfang an zum Dichter verdorben. Schon als junger Mensch konnte er über einen gewissen Dichter schreiben:

Wenn er die Götter all auf fertiger Zunge trägt,
Was wundert's euch, daß er im Herzen keinen hegt?

Für einen angehenden Dichter ist das eine sehr fatale Denkweise; aber dem Menschen steht es nicht schlecht so zu denken. So hat Les-

sing nie ein gutes Liebesgedicht gemacht, hat die Liebe überhaupt nie poetisch anziehend darzustellen vermocht: da steht er hinter Goethe unendlich weit zurück. Aber geliebt hat er mit einem Ernst, den Goethe nie kannte; und die paar Worte, mit denen Lessing den Freunden den Tod seiner Frau anzeigte, stehen hoch über den schönen Versen, die Goethe auf den Tod seiner Frau dichtete. Jene enthalten ein menschlich wahres, diese ein poetisch exaltiertes Gefühl. Denn so stand es doch nicht gerade, daß für Goethe den 6. Juni 1816 der ganze Gewinn seines Lebens gewesen wäre, Christianens Verlust zu beweinen. Lessing hätte es nie über sich gewonnen, solche Verse zu dichten: dazu war er als Dichter zu klein, als Mensch zu groß.

Also gestehen wir es unbedenklich zu, daß Lessing kein Dichter war. Das ist nicht bloß seine Schwäche, sondern auch seine Stärke.

3.

Lessing glaubt, ohne dichterisches Genie zu sein, mit Hilfe der Kritik einiges vollbracht zu haben, „was dem Genie sehr nahe kömmt". Eine ästhetische Würdigung seiner Dichtungen hätte zu untersuchen, wie nahe sie dem Genie kommen. So interessant das wäre, scheint es uns doch nicht von wesentlicher Bedeutung für das Verständnis Lessings. Wir stellen lieber fest, inwiefern seine Dichtungen noch heute lesenswert sind, ohne Schöpfungen des dichterischen Genies zu sein. Denn das sind sie in der Tat, und mehr als manche echte Dichtung — nur eben in anderer Hinsicht. Haben wir von Lessing keine „Offenbarung" zu erwarten, so doch Verstand und Gesinnung; ist das in der einen Hinsicht viel weniger, so ist es in der anderen viel mehr.

Aus Lessings Liebesliedern spricht nicht der Geist der Liebe; aus seinen Weinliedern nicht der Geist des Weins; dichtet Lessing die Faulheit, so spricht nicht der Geist der Indolenz aus ihm. Überall haben wir nüchterne Reflexionen über Liebe, Wein, Faulheit, mit epigrammatischer Zuspitzung. Ist je Trunkenheit in diesen Liedern, so ist es ein trunkener Verstand. Und doch haben sie ihren Wert: durch den Verstand, die Gesinnung, die Lessing darin kundgibt. Ein gescheiter, naseweiser Junge mokiert sich darin über alles, was den Philister gefühlvoll und ernsthaft stimmt. Er hat so wenig Tiefe als der Philister; aber er affektiert auch keine Tiefe. Ist der Ernst des Philisters nur ein Spiel, so spielt Lessing offen, mit Bewußtsein und Absicht. So spricht sich Lessing über seine

Liebe, die wirklich nur ein Spaß ist, konventioneller Genuß und konventioneller Ernst, mit einer Freiheit, ja Frechheit aus, die unverzeihlich wäre, wenn er mehr im Sinne hätte als Liebe dieser Art. Aber davon ist er weit entfernt. Der wahre Ernst der Liebe spricht nur aus dem schon erwähnten Gedicht „Der Genuß"; und da ist der ästhetische Ernst auf dem Übergang zum sittlichen Ernst: die Trauer über den Verlust der besseren Liebe hat einen Zusatz von Reue. Aus anderen Gedichten spricht der Ernst des Kampfes um das eigene Selbst („Ich"; „an seinen Bruder"; „der Sonderling"): und er spricht sich darin ebenso scharfsinnig wie unpoetisch aus. — Wie Lessings Lieder oft nur gedehnte Epigramme sind, so gilt auch von seinen Epigrammen mutatis mutandis, was wir von den Liedern gesagt haben. Mancher Witz darin ist recht schal, manchmal liegt der Witz auch nur in der Frechheit; und manchmal treffen wir auf eine Bemerkung, die verrät, wie scharf schon der junge Lessing die öffentlichen Geheimnisse des Lebens durchschaut. Wo er den Stoff nicht aus älteren Epigrammatisten nimmt, sondern sich über Personen und Ereignisse der Zeit äußert, müssen wir die Keckheit und die Unabhängigkeit und die Sicherheit seines Urteils gleich sehr bewundern. Leider sind dieser aktuellen Epigramme nicht sehr viele.

In den Lustspielen aus seiner Jugend hat Lessing z. T. nur überlieferte Lustspielmotive variiert, gewandt, aber ohne sie wirklich zu erneuern und zu vertiefen. „Die alte Jungfer" und „Der junge Gelehrte" sind mehr Satiren als Komödien. Das Lachen wird fast nur durch karikierende Übertreibung der Fehler erreicht, die Lessing geißeln will. Und Lessing erreicht dadurch, gegen das Wesen der Komödie, daß sein junger Gelehrter fast tragisch wirkt. Das ist nicht mehr zum Lachen, daß ein junger Mensch durch seine ebenso unmenschliche wie alberne Auffassung der Wissenschaft so unheilbar verdreht wird wie dieser Damis. So leidet dieses Lustspiel an einem eigentümlichen Widerspruch: der Spott ist zu leicht, der Sinn zu schwer. Der mokante Junge ist eine zu ernsthafte Persönlichkeit, um den richtigen Ton der Komödie zu treffen. Lessings Lustspiel wird dann auch sofort zum ganz ernhaften Tendenzstück, dem das Lächerliche nur noch als Gewürz beigemischt wird. Das geschieht in den „Juden" und im „Freigeist". Diese angeblichen Lustspiele sind ihrer ganzen Anlage nach unpoetisch. An Menschenkenntnis weisen sie auch nicht viel mehr auf, als was sonst einem Zwanzigjährigen zuzutrauen ist. Aber Lessing geht

jetzt nicht, wie in der „alten Jungfer", mit dem Vorurteil, sondern wagt es, ihm entgegenzutreten: dem altmodischen Vorurteil gegen die Juden, und dem neumodischen Vorurteil gegen die Geistlichen. Das letztere ist ihm deshalb besonders hoch anzurechnen, weil er selbst unter dem Vorurteil der Eltern gegen die Freigeisterei schwer zu leiden hatte. Freilich war es auch keine schlechte Taktik, den Vater gegen die religiöse Freiheit, die er sich nahm, dadurch günstiger zu stimmen, daß er die Engherzigkeit des Freigeists durch die Weitherzigkeit des Pfarrers überwunden werden läßt; und wir wissen aus Lessings eigenem Munde, daß er sich dessen bewußt war. So tritt zu dem Mut die Besonnenheit; und das macht den zwanzigjährigen Lessing überlegen den gläubigen Eltern wie den freigeistigen Freunden. — Den freien Geist, der Mut und Besonnenheit verbindet, offenbart auch „Henzi", ein Trauerspiel, das Lessing 1752 begann und 1753 als Fragment veröffentlichte. Dieses Trauerspiel war ein ästhetisches Wagnis, sofern Lessing ein Ereignis aus der nächsten Vergangenheit ohne irgendwelche Verschleierung zu dramatisieren versuchte. Aber Lessing wagte mehr: er stellt den hingerichteten Revolutionär als einen Mann dar, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, der von nichts als dem Wohl des Staats getrieben wurde. Doch welch besonnener Empörer soll Lessings Henzi werden: „er sucht nichts als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel, und wenn diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt". Zum tragischen Helden taugt dieser Henzi freilich nicht; darin steht er einem Karl Moor weit nach. Aber der Dichter des „Henzi" ist als Persönlichkeit viel reifer als der nicht viel jüngere Dichter der „Räuber".

In Miß Sara Sampson gab Lessing den Deutschen ihr erstes bürgerliches Trauerspiel. Sehr deutsch ist dieses Stück freilich nicht, wie schon die Namen zeigen; Form und Stoff ist aus England erborgt. Auch ist die Darstellung der Menschen mehr nach der Mode der Zeit als nach dem besseren Sinn Lessings: Tugendhaftigkeit und Lasterhaftigkeit treten mit einer ebenso widerwärtigen wie unwahren Bewußtheit auf; die Bosheit wird bis ins Unmenschliche gesteigert, die Güte ist weich bis zur charakterlosen Schwäche. Das Erotische ist in Marwood, Mellefont und Sara gleich unrichtig konstruiert. Insbesondere ist in keiner Weise gezeigt, wie diese Sara von diesem Mellefont sich konnte verführen lassen. Aber charakte-

ristisch für den Dichter ist, daß in dem Stück durchweg mit einem ganz schematischen Gegensatz von Tugend und Laster operiert wird, während der Geist des Stücks die moralische Schablone sprengt. Insbesondere ist Sara, bei allem Jammer über ihre verlorene Tugend, unglaublich frei von dem „moralischen Vorurteil". Für sich skrupulös, hat sie für Mellefont eine Nachsicht, die nicht bloß ihrem guten Herzen entspringt. Lessing hat sie, im Widerspruch mit ihrem Alter, mit einer Verständigkeit ausgestattet, die sogar die Sünden der Liebe sehr natürlich findet; was ihr, gegen das Interesse der Dichtung, auch dadurch ermöglicht wird, daß sie selbst keine erotische Leidenschaft hat. Darin ist sie die Vorgängerin von Minna, Emilia und Recha; darin ist sie spezifisch lessingisch. — Bemerkenswert ist, daß Lessing das philosophische Raisonnement in dieser Tragödie nicht einschränken wollte, auch wenn es ästhetisch zu verwerfen wäre. Er wollte seiner Zeit etwas sagen: darin lag für ihn der Hauptwert des Stückes.

Daß er etwas Ernsthaftes zu sagen hatte, bewies er durch seine Fabeln, die in den folgenden Jahren entstanden sind und 1759 veröffentlicht wurden. Und die Moral, die er darin vortrug, war für ihn selbst gewiß wieder unvergleichlich wichtiger, als daß er ein Muster für die richtige Behandlung der Fabel geben wollte. Charakteristisch ist für sie zunächst die klare, sichere, ruhige Verständigkeit, mit der die Verhältnisse des Lebens erfaßt, beurteilt und behandelt werden. Sie läßt kein hohles Pathos der Tugendhaftigkeit aufkommen. Buhlt diese immer um Anerkennung, so zeigt Lessing vielmehr, daß die Persönlichkeit, die ihres Wertes gewiß ist, sich um das Urteil anderer nicht bekümmert. Hier spricht sich eine Männlichkeit der Gesinnung aus, die in jener Zeit noch seltener war als sonst. Endlich leitet Lessing aus dem Leibnizschen Optimismus den Gedanken ab, daß der Mensch a priori im Unrecht ist, wenn er gegen das Schicksal murrt. Was man unter dem Druck des Bedürfnisses an der Einrichtung der Welt anders wünscht, kann man bei klarer Besinnung auf sich selbst nicht anders wollen. Auch darin offenbart sich eine herbe Männlichkeit der ganzen Weltanschauung. — Der poetische Wert dieser Fabeln mag gering sein: aber sie können heute noch den Mann erbauen.

Angeregt durch die kriegerische Begeisterung im Anfang des Siebenjährigen Krieges hat Lessing das Trauerspiel Philotas gedichtet, eine Studie über Heroismus und Patriotismus. Als Trauer-

spiel leidet das kleine Stück an dem wesentlichen Mangel, daß das Schicksal nur den fast gleichgültigen Anlaß gibt zu der dargestellten Tat. So ist die letzte Wirkung der Dichtung die Frage nach dem Recht dieser Tat. Dagegen ist das Stück trefflich darauf angelegt, das Problem des heroischen Patriotismus oder patriotischen Heroismus in ein scharfes Licht zu setzen. Der Held ist eine „wunderbare Vermischung von Kind und Held". Er hat das lebhafteste Gefühl für soldatische Ehre; er ist ganz von der Idee besessen, daß er nicht für sich, nur für das Vaterland da sei. Aber die Ehre faßt er, als Knabe, der er ist, ganz phantastisch-äußerlich auf: nur so kann er es als entsetzliche, unvertilgbare Schmach empfinden, gefangen, nicht gefallen zu sein. Und das Wohl des Vaterlandes sieht er nur in der ehrenvollen und vorteilhaften Vollendung des gegenwärtigen Kampfes; so ganz geht er, als Knabe, im Augenblick auf. Das Recht des Vaterlandes in dem gegenwärtigen Kampf ist ihm eine Voraussetzung, die er gar nicht in Frage ziehen darf: was ihm, als Knaben, nicht übel ansteht. Aber macht den idealen Soldaten nicht eben die Denkweise des Philotas? diese verzehrende Leidenschaft für eine Ehre, die doch nur äußerlich und phantastisch aufgefaßt wird? diese zugleich unendliche und beschränkte Begeisterung für den augenblicklichen Vorteil des Vaterlandes? So ist also Philotas durchaus nicht als eine bloße Verherrlichung des Patriotismus zu verstehen. Möglich, daß Lessing, als er ihn begann, noch von der allgemeinen Begeisterung für Friedrich mitgerissen war; als er seine Dichtung vollendet hatte, konnte er an Gleim die berüchtigten Worte schreiben: „Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es tut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande gestehen muß) keinen Begriff, und sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre." Der Patriotismus eines Gleim und anderer Freunde ziemt Knaben, nicht Männern.

„Minna von Barnhelm" zeigt, daß Lessings Denkweise in dieser Hinsicht sich unter der unmittelbaren Berührung mit dem Soldatenleben zwar etwas verschoben, aber nicht wesentlich geändert hat. Tellheim anerkennt als berechtigtes Motiv des Kriegsdienstes die Liebe zur Sache, für die gefochten wird; und als gute Sache, für die der Soldat sein und anderer Blut mit Recht vergießen kann, kommt für ihn eigentlich nur das Wohl des Vaterlandes in Betracht. Tellheim, der nicht für sein Vaterland gekämpft hat, denkt mit sehr gemischten und schwankenden Gefühlen

und ohne jede Begeisterung an seine militärische Laufbahn zurück. Das Metier des Soldaten als solches steht ihm nicht höher als das Metier des Fleischers. Deutlich gekennzeichnet ist, daß seine spezifisch militärische Auffassung der Ehre äußerlich und beschränkt ist. Lessing selbst spricht unzweifelhaft aus Minna, die für diese Ehre keinen Sinn hat. Was Tellheim groß macht, hat mit seinem Berufe wenig oder nichts zu tun: die kameradschaftliche Treue ist nur eine zufällige Äußerung seiner unendlichen Güte; auch der Stolz, niemandem etwas schuldig werden zu wollen, ist nichts spezifisch Militärisches: er wird ja auch von dem Wachtmeister Werner ganz richtig ad absurdum geführt. In beidem hat Lessing nicht sowohl den Offizier gezeichnet als sich selbst. — Dieses Lustspiel ist Lessing zu einem Hymnus auf die Güte geworden; auch die Liebe der Liebenden ist im Grunde Güte. Minna liebt Tellheim um einer hochherzigen Handlung willen, ehe sie ihn sieht. Darum kann sie seine Bekanntschaft suchen, mit der Absicht, die Seine zu werden. Darum kann sie ihn mit aller Macht und ohne jede Verschleierung ihrer Absicht festhalten, wie er ihr „untreu" zu werden droht. Darum kann sie offen erklären: „e i n e s Fehlers willen entsagt man keinem Manne." Das alles ist ebenso hochsinnig wie unerotisch gedacht. Die erotische Liebe beginnt anders, bedarf der Verschleierung, und setzt sich indirekt durch. Tellheims Liebe ist ebenso stark persönlich und ebenso schwach erotisch. Er will Minna so wenig etwas verdanken als Werner; und er würde Werner so wenig im Unglück stecken lassen als Minna. Seine Liebe zur Geliebten mag stärker sein als die Liebe zum Freund; in der Qualität ist sie von ihr nicht verschieden. Mit der Liebe von Werner und Franziska ist es auch nicht viel anders bestellt. Nur darum, weil sie nicht erotischer Art ist, darf Franziska sich ungeniert als Frau Wachtmeisterin anbieten, Werner sie trotzdem als solche annehmen. — Daß Lessing diesmal das bedeutendste geschichtliche Ereignis der jüngsten Vergangenheit zum Hintergrund nimmt, ist der Charakteristik der Verhältnisse und der Personen sehr zugute gekommen. Diese wie jene haben eine kräftige Zeit- und Lokalfarbe. Die Personen handeln nicht im allgemeinen gut und böse, klug und töricht, sondern bewegen sich in konkreten, geschichtlich bedingten Verhältnissen auf ihre individuelle Weise. Immerhin erinnert die Gruppierung und das Zusammenwirken der Charaktere noch stark an die überlieferte Schablone des Lustspiels: Franziska könnte wohl auch Lisette heißen, und Just ist doch ein Maskarill höheren Stils.

Auch erinnern die beiden Haupthelden in Gesinnung und Sprache gar zu deutlich an ihren Schöpfer. Daß in der Fabel der Zufall eine sehr bedeutende und nicht eben wahrscheinliche Rolle spielt, ist kaum zu vermeiden. Schlimmer ist, daß wir Tellheim eine Aufregung zutrauen müssen, die ihn vergessen läßt, was ihm nicht bloß unmittelbar zuvor gesagt, sondern von ihm auch unmittelbar zuvor ad notam genommen wurde. Minna hat ihm erzählt, daß der Graf von Bruchsall als sein Freund komme, um sie ihm zu übergeben; und darauf weist er auf seinen Brief hin, worin er dargelegt habe, daß ihm die Ehre verwehre, sie an sich zu binden. Nachher aber soll er glauben, und glaubt er auch wirklich, daß der Graf Bruchsall um seinetwillen Minna enterbt und verstoßen habe. Das glaube, wer kann. Doch möchte auch das noch hingehen. Aber ein wesentlicher Mangel an diesem Drama ist, daß ein ernsthaftes Problem, nachdem es aufgeworfen wurde, nicht gelöst, sondern nur wieder beseitigt wird. Wenn nun Tellheims Ehre nicht rehabilitiert würde: was dann? Dürfte er dann sein Glück Minnas Liebe verdanken wollen? Könnte er dann durch Minnas Liebe wirklich glücklich werden? Darauf sich eine endgültige Antwort zu geben, hat Lessing seinem Helden erspart. Man kann daher auch den Liebenden zu ihrer Verbindung nicht unbedingt Glück wünschen: wenn Tellheims Ehre wieder einmal gefährdet würde, könnten ihn die alten Skrupel aufs neue beunruhigen. Denn er hat sie nicht vollständig durchgekämpft, hat sie darum auch nicht ein für allemal besiegt. Das hat die weitere Folge, daß das Drama sich nicht als Selbstzweck darstellt und also die Frage nach einer Absicht offen läßt, die der Dichter damit verfolgt. Aber eine solche ist nicht sicher nachzuweisen. Man sagt, daß Lessing zur Milderung der gehässigen Spannung zwischen Preußen und Sachsen das Seinige habe beitragen wollen. Dabei vergißt man, daß Tellheim zwar preußischer Offizier, nicht aber Preuße ist. Auch ist er durchaus nicht preußisch gesinnt. Er trat einmal in preußische Dienste, aus Parteilichkeit für er weiß selbst nicht mehr welche politischen Grundsätze. Aber das ist lange her, diese Parteilichkeit ist gründlich abgekühlt, und er will den Großen überhaupt nicht mehr dienen — auch nicht dem großen Fritz. Daß dieser ihm seine Ehre zurückgibt, bewegt ihn zu freudigem Dank, stimmt ihn aber so wenig um, daß er nur um Minnas willen in seinen Dienst zurücktreten würde. Tellheim ist Kosmopolit, wie Minna, wie Lessing selbst. Und darum will Lessing nicht einen Beitrag leisten zur Ver-

söhnung politisch verfeindeter Völkerschaften, sondern bringt einen Kosmopolitismus zum Ausdruck, für den es politische Feindschaft nicht gibt, eine Versöhnung also auch nicht nötig ist. In der Tat spielt in die Auseinandersetzung zwischen Tellheim und Minna die Verschiedenheit der Nationalität gar nicht herein. Und das müßte doch der Fall sein, wenn die Tendenz des Dramas darauf beruhte. Hat das Drama nun aber keine Tendenz; und ist auch eine Idee nicht so darin durchgearbeitet, daß es sich als Selbstzweck darstellte: so ist es nur eine dramatisierte Anekdote. Als solche ist es unterhaltend, ja geistreich. Seinen höchsten Wert aber hat es dadurch, daß es nicht bloß die Güte verherrlicht, sondern auch die Männlichkeit der Gesinnung sehr wirksam zur Darstellung bringt — merkwürdigerweise in Minna noch mehr als in Tellheim.

Des jungen Goethe Urteil über „Emilia Galotti" habe ich schon mitgeteilt: daß alles darin bloß gedacht sei. Der junge Hebbel hat in seinen Tagebüchern (16.—19. Febr. 1839) noch nachzuweisen gesucht, daß das Drama schlecht gedacht sei. Später (1849) hat Hebbel zugegeben, daß das Stück „eine entschieden mächtige, fast dichterische Wirkung" erreiche, obwohl es nur auf Verstandeskombinationen beruhe; aber doch bloß, weil die Aufführung die Schwächen der Komposition nicht ins Bewußtsein treten lasse. Nun möchte ich mit solchen Dichtern nicht über den dichterischen Wert einer Dichtung streiten, namentlich wenn der Autor selbst ihn zum voraus preisgegeben hat. Aber mir scheint, daß Hebbel (Goethe hat sich nicht auf Einzelheiten eingelassen) die Tragödie nicht ganz richtig verstanden hat; daß diese, richtig verstanden, weder seine strenge Verurteilung verdient, noch seine fast noch schlimmere Nachsicht braucht. Andererseits ist Hebbel damit zu entschuldigen, daß Lessing eine schiefe Auffassung seines Werkes selbst veranlaßt hat.

Wäre nämlich, nach Hebbels Voraussetzung, die eigentliche Handlung des Stücks, daß Odoardo Galotti seine Tochter Emilia auf ihr eigenes Verlangen tötet, damit sie der Gefahr der Verführung entrissen werde: so ist zuzugestehen, daß diese Handlung nicht genügend motiviert ist. Emilia und Odoardo schreiten zum Äußersten, ehe das Äußerste unbedingt notwendig ist. Nun hat Lessing selbst sein Drama als „eine modernisierte, von allem Staatsinteresse befreite Virginia" bezeichnet. Aber er hat es auch ausdrücklich abgelehnt, daß aus dem Titel gefolgert werde, er habe Emilia zu dem hervorstechendsten, ja auch nur zu einem hervorstechenden

Charakter machen wollen. Überhaupt seien „die jungfräulichen Heroinen und Philosophinnen" gar nicht nach seinem Geschmack. Also will er, daß Emilia zu sterben verlangt, nicht als ihre heroische Tat aufgefaßt wissen, in deren Größe und Schuld das tragische Interesse sich konzentrierte. Aber auch daß Odoardo sie tötet, kann diese Tat nicht sein: denn er ist offenbar nicht der Held des Stückes, auf den sich das Interesse konzentrieren müßte. Aus des Prinzen und Marinellis Taten folgt Emiliens Untergang wider ihren Willen; und ihr Tun, das Emilias Tod zur Folge hat, ist wieder nicht der Mittelpunkt des Interesses.

Also hat die Tragödie keinen Helden, in dessen tragischer Tat sich die Handlung zusammenfaßte; und der Gipfelpunkt der Handlung (daß Emilia sterben will und vom Vater getötet wird) darf nicht als Tat aufgefaßt werden, die eine tragische Schuld involvierte und dadurch die tragische Stimmung erzeugte. Darum sehen wir davon ab, durch welche Motive Emilia und Odoardo direkt, letztlich dazu gebracht werden, daß jene sterben will, dieser sie tötet; und fragen wir vielmehr ganz allgemein: wie kommt es in dem Stück zu Emilias Untergang?

In Guastalla regiert ein Fürst, der zwar nicht sagt „l'état c'est moi" (denn er hat gar kein politisches Interesse), der es aber als ganz selbstverständlich behandelt, daß er seine Stellung lediglich zur Befriedigung seiner persönlichen Wünsche oder vielmehr Launen benutzt. Das weiß er nicht anders: darum überläßt er sich seiner Laune mit einer gewissen liebenswürdigen Naivität; er kann gutherzig sein, ist überhaupt auch höherer Regungen fähig, schreckt aber vor einem kleinen, heilsamen Verbrechen nicht zurück, um zu der Befriedigung seiner Wünsche zu gelangen, in der er sein gutes Recht sieht. Insbesondere glaubt er ein Recht darauf zu haben, jede schöne Mädchenblume zu pflücken, wenn sie ihm gefällt, und sie wegzuwerfen, wenn sie ihm nicht mehr gefällt. Daß er seine Stellung so auffaßt und benützt, wird in Guastalla im allgemeinen so natürlich gefunden wie von ihm selbst. Er ist nicht nur von Höflingen umgeben, deren Glück und Tugend darin besteht, daß sie sich zu gefälligen Werkzeugen seiner Lüste hergeben und sich ihm dadurch unentbehrlich machen. Auch für andere ist er eben der Prinz, der gnädige Herr. Er darf erwarten, daß jedes schöne Mädchen sich durch seine Galanterie geschmeichelt fühlt. Keine Mutter kratzt ihm die Augen aus, wenn er ihre Tochter schön findet — obwohl man weiß, was das bedeutet. Er darf erwarten,

daß er auch der „ehrlichen Mutter", auch einem „alten Murrkopf" von Vater die Tochter abhandeln kann. Die Leichtfertigkeit, die er im großen sich gestattet, ermächtigt ja auch zur Nachahmung im kleinen. Man lebt denn auch recht lustig in Guastalla. Daß kein Mädchen allein über die Straße gehen, ja nicht einmal die Messe besuchen kann, ohne Nachstellungen ausgesetzt zu sein; daß der Bräutigam der Braut nicht sicher ist, bis er mit ihr vor dem Altar steht; und daß er der angetrauten Frau sofort nicht mehr sicher ist: das ist in Guastalla bekannt, wird aber im allgemeinen offenbar nicht tragisch genommen.

Die Macht dieses Geistes, der in Guastalla herrscht, ist so groß, daß er auch Menschen, denen er eigentlich zuwider ist, mehr oder weniger stark anzustecken vermag. Da ist z. B. ein Graf Appiani, ein ernsthafter junger Mann, den das Leben am Hof zu Guastalla anwidert: aber er wollte doch „die Ehre haben", dem Prinzen zu dienen; und nachdem er diesen ganz kennen und verachten gelernt hat, läßt er sich doch von Freunden bereden, die Achtung vor dem Prinzen verlange, daß er ihm seine bevorstehende Vermählung anzeige. Das macht ihn ärgerlich über sich selbst: aber er will es doch tun. — Da ist ferner die Familie des Obersten Galotti, die etwas abseits von Guastalla zu Hause ist. Dem Vater imponiert der Prinz nicht im geringsten. Aber der Geist von Guastalla hat doch auch auf ihn seine Wirkung ausgeübt: er hat ihm den Glauben geraubt, daß ein Weib in sich die Kraft haben könnte, der Verführung zu widerstehen; er hat ihn auf den Gedanken gebracht, daß er seine Tochter nur durch strengste Absperrung — oder doch Aufsicht behüten könne: denn die Notwendigkeit, ihr auch eine städtische Erziehung zu geben, kann er doch nicht einfach verneinen. Die Mutter, eine unbedeutende, aber gute Frau, hält nicht bloß diese städtische Erziehung für unbedingt notwendig, sie will auch ihre Tochter in die Welt einführen, will mit ihr in der Welt Staat machen, und fühlt sich dadurch geschmeichelt, daß die Schönheit und der Geist der Tochter die Aufmerksamkeit des Prinzen erregen. Diese Tochter selbst ist empfänglich für den Reiz des galanten, geistreich-sinnlichen Lebens in der guten Gesellschaft zu Guastalla; der Mittelpunkt dieser Gesellschaft, der Prinz, wird für sie, wie für jede Dame in diesem Kreise, „er selbst": sie fühlt die Wirkung seines Basiliskenblicks. Andererseits ist ihre Sprödigkeit durch den Vater bis zu der unwahren Übertreibung gesteigert, daß für ihr Gefühl fremdes Laster sie wider ihren Willen zur

Mitschuldigen machen kann. Der Geist von Guastalla, der auch in der Angst und Strenge des Vaters wirksam ist, hat ihr die Sicherheit des weiblichen Selbstgefühls geraubt. Und ihre Verlobung mit Appiani hat sie ihr nicht wiedergeben können. Denn Emilia ist zwar ihrem zukünftigen Gatten offenbar von Herzen gut; keine Angst, kein Mißtrauen steht zwischen ihr und ihm: aber mit leidenschaftlicher Liebe liebt sie ihn nicht. Da sie in Appiani nicht den Geliebten verliert, kann ihr auch der Schmerz über seinen Tod einen unbedingt sicheren Halt nicht gewähren.

In dieser inneren Unsicherheit soll sie den Kampf aufnehmen mit der Leidenschaft des Prinzen, der in ihr seine berechtigte Beute sieht, deshalb auch mit der unverschämtesten Selbstgewißheit gegen sie operieren kann — unterstützt von dem Geiste einer Gesellschaft, die ihm das Herrenrecht auf sie zugesteht. Da überkommt sie die Stimmung des Vogels, der in der Angst der Schlange in den Rachen fliegen muß. Das will sie nicht; und so will sie lieber sterben — ihr Leben ist ja doch geknickt. Nicht anders aber steht es mit dem Vater. Die Möglichkeit ist für ihn nicht unbedingt ausgeschlossen, daß sie, in dieser Atmosphäre, an den Prinzen nicht ihr Herz, aber ihren Willen verliere. Tot ist sie für ihn doch: sie gehört nach diesen Erlebnissen unbedingt ins Kloster; also sterbe sie sofort.

Wer ist es also, der Emilia tötet? Nicht sie selbst, und nicht der Vater; aber auch nicht der Prinz und Marinelli: vielmehr der Geist an dem Hofe zu Guastalla, der direkt und indirekt sich in allen beteiligten Personen auswirkt. „Emilia Galotti" ist nur im Vordergrund Intrigenstück, in dem List und Zufall auf einfache und doch raffinierte Weise sich verbinden, die Katastrophe herbeizuführen. Es ist auch nur im Vordergrund ein Kampf zwischen Einzelpersonen, der von der einen Partei aufgegeben würde, ehe ein zwingender Grund vorhanden wäre. Der eigentliche Träger der Handlung ist vielmehr der Geist zu Guastalla. Dieser treibt ein Mädchen wie Emilia mit Notwendigkeit in den Tod. In dieser Gesellschaft flößt die Schönheit nur Begierde ein, nicht religiöse Scheu. Es ist aber Lebensbedingung für die Schönheit, daß sie unter dem Schutze einer religiösen Verehrung sich frei bewegen darf. Nicht bloß, wenn sie der Verführung erliegt, auch im siegreichen Kampf mit den Nachstellungen, denen sie ausgesetzt ist, wird Emilia ihre Schönheit einbüßen. Das ist der tragische Widerspruch in diesem Geist, daß er die Schönheit, die seine Göttin, vielmehr sein Idol ist, nur zerstören kann; und daß er sie, indem er sie

lüstern nur zu genießen verlangt, zerstören muß, das ist das Gericht über ihn. Die Schönheit selbst ist gerettet, denn sie stirbt schön; nur die Welt, die sie nicht zu ehren versteht, betrügt sich um sie.

Überhaupt aber steht diese Gesellschaft in einem inneren Widerspruch mit sich selbst, der sie dem Untergang weiht. Beiläufig möge auch darauf hingewiesen sein, daß der Prinz die von ihm so hoch verehrte Kunst keineswegs ihrer inneren Würde gemäß behandelt — was der Maler Conti deutlich empfindet. Ferner ist die „Freundschaft" zwischen dem Prinzen und Marinelli durch und durch verlogen. Beide betrügen einander mit eigenem Bewußtsein und Vorwissen des anderen. Das Ende dieser „Freundschaft" kann nur der bitterste Haß sein. Daß der Prinz die Rache herausfordert, hat Lessing auch angedeutet, aber hinter dem tieferen Gedanken zurücktreten lassen, daß er das Unheil, das er selbst gestiftet hat, in anderen richten soll. Hier spricht auch (wie nicht anders möglich) das Staatsinteresse herein, das Lessing ausgeschieden zu haben glaubte. Die notwendige Verurteilung Odoardos durch den Prinzen müßte sogar in Guastalla eine Revolution hervorrufen. Ohne daran zu denken hat Odoardo das sicherste Mittel gewählt, eine Gesellschaftsordnung zu sprengen, worin eine Herrschaft wie die des Prinzen zu Guastalla möglich ist.

Ob nun diese Tragödie ohne tragischen Helden und tragische Schuld eine korrekte Tragödie ist (auch nach Lessings eigener Theorie), und ob sie nicht gefühlt, nur erdacht ist, können wir auf sich beruhen lassen. Sie ist ein schriftstellerisches Erzeugnis von tiefem und dauerndem Gehalt, das bei wiederholtem Studium nur gewinnen kann. Das genügt.

„Nathan der Weise" ist ein Tendenzstück, bei dem Lessing mit Bewußtsein alle strengeren Anforderungen an ein Drama, ja an eine Dichtung außer Augen ließ. In der Tat hat die Fabel nur einen äußerst lockeren Zusammenhang und entbehrt auch des tieferen Gehalts. Der Mittelpunkt (die Fabel von den drei Ringen) ist dem Drama nur künstlich eingesetzt. Der Gehalt des Stücks ist nicht aus der Fabel herausgearbeitet, sondern in sie eingelegt. Die Charaktere sind nach einem ganz durchsichtigen Schema konstruiert und in Wechselwirkung gesetzt. Der Dichter behandelt sie denn auch mit unverhohlener Sympathie und Antipathie. Die ihm sympathischen Persönlichkeiten dürfen ihre Stärke, die antipathischen müssen ihre Schwäche in das grellste Licht setzen. Lessing hat sich dabei auch eine Ironie erlaubt, die für ihn fast zu bequem

ist. Auch reden alle Personen **eine** Sprache: die Sprache Lessings; und die ist trotz des Verses eine mit scharfen rhetorischen Akzenten vorgetragene Prosa. — Die Tendenz des „Nathan“ müssen wir im Zusammenhang mit Lessings theologischen Kämpfen erörtern. Aber „Nathan“ hat auch einen Gehalt, der von dieser Tendenz unabhängig ist, ja gegen sie sich eingeschlichen hat: darauf möge schon hier eingegangen werden.

Wenn die Fabel ernst zu nehmen wäre, müßte sie als Verherrlichung der Vorsehung aufgefaßt werden, die schließlich auch das Schlimmste zum Besten kehren kann. Aber da der glückliche Ausgang doch immer nur Ausnahme, oder wenigstens nicht die Regel ist, so wäre das Stück, so verstanden, überhaupt nicht wesentlich wahr. — Eine Wahrheit dagegen liegt darin, daß die Liebe, um sich in ihrer Herrlichkeit zu offenbaren, die Folie der Lieblosigkeit bedarf; wenn sie nicht gar nur auf dem Boden einer herrschenden Lieblosigkeit zu ihrer vollen Größe aufwachsen kann. In humaneren Zeiten könnte Nathans Liebe sich nicht zeigen; sie käme auch nicht zum klaren Bewußtsein ihres inneren Wertes; ja, sie könnte vielleicht überhaupt nicht entstehen. In abgeschwächtem Grade gilt dies auch von dem Klosterbruder und Saladin. Aber Lessing hat das nicht richtig herausgearbeitet, ja nicht in seiner ganzen Bedeutung erfaßt. Sonst wäre das Drama mehr religiös geworden und weniger moralisch; sonst hätte der Humor den Sieg davongetragen über eine sentimentale Weichheit einerseits, eine animose Satire andererseits. Dann hätte das Stück an agitatorischer Kraft verloren und dafür an Poesie gewonnen. — Ferner ist „Nathan“, gewiß ohne Absicht, ein Zeugnis geworden von Lessings unverwüstlichem Glauben an die Güte der Menschennatur. Lessing kennt keine gutartigen und bösartigen Menschen, nur Menschen, die durch Leidenschaft und Vorurteil mehr oder weniger beschränkt, von Leidenschaft und Vorurteil mehr oder weniger entschränkt sind. Beschränktheit aber stumpft das Gemüt ab. Der Tempelherr ist gutherzig und wird nur in der Verblendung der Leidenschaft durch Mißverständnis ungerecht. Daja ist gutherzig, aber durch religiöse Vorurteile beschränkt; das hindert sie, Nathan recht zu erkennen, das verleitet sie, Nathan die Tochter entfremden zu wollen. Aber der Patriarch? Ist der auch nur beschränkt? und im Grunde gutherzig? Das religiöse Vorurteil hat sein Gemüt bis zur schrecklichsten Roheit verhärtet. Doch hat ihm Lessing den Vorwurf privatpersönlicher Gehässigkeit erspart. Der Jude, der

der Kirche eine Seele geraubt hat, muß verbrannt werden; gegen Saladin, den Feind der Christenheit, ist Verrat und Meuchelmord erlaubt: das steht für den Patriarchen fest. Aber könnte „der dicke, rote, freundliche Prälat“, wo das Interesse der Kirche nicht hereinspielt, nicht ganz gutherzig sein? Ist er nicht gegen den Tempelherrn, der ihn doch schroff zurückgewiesen hatte, von einer zwar salbungsvollen, aber doch offenbar ganz aufrichtigen Freundlichkeit? Der Patriarch ist ganz unerlaubt dumm; aber bösartig ist er nicht. — Haben schlimme Erfahrungen Lessings Glauben an den Menschen nicht zerstören können, so verrät „Nathan“ doch Zweifel an der Zweckmäßigkeit der Güte, der ein Saladin mit derselben Ausschweifung huldigt wie ein Tellheim. Es tritt nun nicht bloß in ein schärferes Licht, wie fatal es ist, durch Freigebigkeit selbst in die Lage zu kommen, daß man auf andere angewiesen ist. Der Derwisch Al Hafi wirft nun auch den Gedanken auf, ob es nicht Geckerei sei, ohne des Höchsten immer volle Hand des Höchsten schrankenlose Milde nachäffen zu wollen. Daraus folgert aber Al Hafi nicht die kluge Verbindung der Rücksicht auf sich selbst mit dem Wohlwollen gegen andere; er flüchtet sich lieber in ein Leben, da er nichts hat und nichts braucht, weder geben kann noch nehmen muß. Da nur kann man wirklich frei, wirklich als Mensch leben. Das ist natürlich nicht Lessings ernste Meinung, aber doch seine richtige Stimmung. Sein Ideal der freien Menschlichkeit oder der menschlichen Freiheit kann nur der Zyniker verwirklichen.

In Lessings theatralischem Nachlaß haben wir noch eine Menge von Themen und mehr oder weniger ausgeführten Entwürfen von Dramen, deren größere Zahl nur der Wunsch nach dem Drama mit der Lektüre erzeugt hat, nicht der Gestaltungstrieb mit der Idee. Das ist wohl auch der Hauptgrund, warum es oft bei dem bloßen Einfall blieb und nichts davon bis zur Vollendung gediehen ist. Wir wollen doch ein paar Entwürfe kurz charakterisieren, da sie den Dichter und Menschen Lessing in eine lehrreiche Beleuchtung stellen.

Die Komödie „Der Schlaftrunk“ blieb liegen, nachdem Lessing schon drei Bogen hatte drucken lassen. Über ihre Entstehung erzählt Karl Lessing: „In einer Gesellschaft guter Freunde, wo mein Bruder und Herr Professor Ramler auch waren, kam (1766) die Rede auf die Stoffe, welche zu einer Komödie am besten paßten. Mein Bruder behauptete, man könne aus allem eine Komödie oder Tragödie machen, indem es mehr auf die Bearbeitung des Stoffes

als den Stoff selbst ankäme. Der Stoff wäre nur arm, wenn es der Dichter wäre. Dies schien der Gesellschaft etwas paradox; und Herr Professor Ramler fragte ihn, ob er es selbst mit der Tat beweisen wollte. Warum nicht, erwiderte mein Bruder. Nun, so machen Sie, versetzte jener, ein Lustspiel, wo ein Schlaftrunk die Katastrophe ist und benennen es darnach ... Mein Bruder versprach's ... Nach einigen Tagen war er mit dem Plane fertig ..." Der Ausgang hat gezeigt, daß Lessing doch nicht konnte, was er wollte. Das ist für ihn als Dichter ehrenvoller, als daß er sich das Gegenteil zutraute. Und wir haben es, auch in seinem Namen, gewiß nicht zu beklagen, daß er das versprochene Kunststück nicht fertigbrachte.

Anders möchte ich die Possenoper Tarantula beurteilen. Lessing fügt in die Oper die Reflexion über die Mache der Oper ein und verspottet sie dadurch auf eine wirklich ergötzliche Weise. Er hat damit schon in sehr jungen Jahren (1749) die Idee der Literaturkomödie vorweggenommen, die später Tieck neu entdeckt und dann auch ausgeführt hat. Dazu fehlte freilich dem jungen Lessing die Kraft.

Eine sehr ernsthafte, große Tragödie hätte „Spartacus" geben können: des Sklaven, der nicht zum blutdürstigen Tyrannen wird, wenn er die Kette bricht, der unter dem Druck der Sklaverei sich zu einer neuen, hohen Auffassung der Freiheit durchgearbeitet hat. Das Leitmotiv ist wohl mit den schönen Worten des Spartacus angegeben: „Sollte sich der Mensch nicht einer Freiheit schämen, die es verlangt, daß er Menschen zu Sklaven habe?" Dieser Gedanke liegt so ganz in Lessings Sinn, daß man sich verwundert fragt, warum er nicht kräftiger auf seine Darstellung hingedrängt hat. Denn Lessing hat es nicht einmal, wie sonst bei viel unbedeutenderen Themen, zu einer Skizze der Fabel gebracht.

Endlich hat Lessing sich nicht weniger als zwanzig Jahre mit einem Faust beschäftigt. Die erste Kunde davon stammt aus dem Herbst 1755. Dann kündigt Lessing im Sommer 1758 Freund Gleim an, er werde „ehestens" seinen Doktor Faust in Berlin spielen lassen — was freilich in seinem Munde nicht sehr viel zu bedeuten hat. In den Literaturbriefen gibt er sodann eine Szene daraus. In Breslau habe er auch an seinen Faust „gedacht". Im Herbst 1767 arbeitet Lessing aus allen Kräften an seinem Faust, den er im kommenden Winter noch wollte spielen lassen. Ein Jahr darauf ist Ebert mit anderen Freunden sehr gespannt auf

den Faust. Aus dem Jahr 1775 erhalten wir endlich indirekt, aber von Lessing selbst stammend, die Mitteilung, daß er sogar zwei Fauste entworfen, ja fast vollendet habe („Beide Ausarbeitungen erwarten nur die letzte Hand"), den einen nach der gemeinen Fabel, den anderen ohne alle Teufelei. Aber eben im Jahre 1775 sei das Manuskript auf dem Wege von Leipzig nach Braunschweig verloren gegangen. Doch haben wir aus Lessings eigenem Munde kein Wort der Klage über diesen unersetzlichen Verlust. — Die vorhandenen Fragmente und Nachrichten geben uns kein sicheres Bild davon, wie Lessing die Idee des Faust auffaßte und darstellte. Aber einige Züge sind doch bemerkenswert. Vor allem, daß Lessing seinen Faust nicht verloren gehen lassen will. Durch seine Wißbegierde will ihn der Teufel stürzen. Aber „die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen". Ferner: der Faust, den der Teufel verführen darf, ist nur ein Phantom; und das Spiel, das der Teufel mit diesem treibt, ist ein Traum des wirklichen Faust, der ihn im Guten bestärkt. Das könnte den Sinn haben, daß der „wirkliche" Mensch, d. h. der metaphysische Mensch, von dem Bösen überhaupt nicht affiziert wird: aller Schmutz der Sünde befleckt nur die Erscheinung des Menschen; und daß die Idee eines An-sich-Bösen nur ein Traum der Menschheit ist, der ihr Aufwärtsstreben wach erhalten soll. Endlich wollte Lessing in seinem zweiten Faust einen Erzbösewicht die Rolle des schwarzen Verführers vertreten lassen. Darauf könnte ihn der Gedanke gebracht haben, daß „der Böse" durch die Kunst überhaupt nicht darzustellen ist; daß der schwarze Verführer doch immer nur ein phantastisch aufgeputzter menschlicher Bösewicht ist; und daß zum Verführer überhaupt nur ein *verkleideter* Teufel taugt. Lessing hat schon 1751 erkannt, daß der christliche Gottesbegriff poetisch unbrauchbar sei; aber der absolut böse Geist ist so unpoetisch wie der absolut gute Geist — und so ist Lessings Faust vielleicht letztlich daran gescheitert, daß Lessing von der Idee nicht soviel abdingen wollte, daß sie künstlerisch darstellbar wurde. Goethe hat es damit leichter genommen.

So führt uns Lessings Faust zu der allgemeinen Würdigung des Dichters Lessing zurück. Lessing war nicht so sehr Dichter und hat die Dichtung nicht so hoch geschätzt, daß er das Beste, das er in sich trug, dichterisch hätte darstellen können und wollen.

Drittes Kapitel

Der Gelehrte.

1.

Der Schüler Lessing wurde mit einem Pferd verglichen, das doppeltes Futter brauche. Der Student Lessing hat sodann so viele Allotria getrieben, daß man meinen sollte, für das richtige Studium sei ihm nicht mehr viel Zeit und Interesse übriggeblieben. Aber der Berliner Literat Lessing zeigt ein sehr respektables Wissen — wie er nun dazu gekommen sein mag. Das ist sozusagen das Schema für Lessings ganzes Leben. Er selbst klagt gerne darüber, wie wenig er arbeite; auch die Freunde sind öfters der Meinung, daß er seine Zeit besser verwenden könnte. Und unter der Hand erwirbt sich Lessing ein Wissen von solchem Umfang, daß wir ihn den größten Gelehrten seiner Zeit zurechnen müssen. Es ist nicht ohne Interesse, sich einen Überblick darüber zu verschaffen, was er alles im Verlauf seines doch nicht langen Lebens in seinem Kopf angehäuft hat.

In der Schule hat er sich gute Kenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache erworben. Die hat er nicht bloß bewahrt, sondern durch unablässige Benutzung noch vermehrt, so daß er von klassischen Philologen wie Heyne und Reiske als ihresgleichen geschätzt werden konnte. Dagegen scheint er sein Hebräisch nicht weiter benützt und darum vergessen zu haben. (Beiläufig: so ging es auch der Mathematik, in der er als Schüler sich ausgezeichnet haben soll; für Naturwissenschaften hatte er wohl nie ein selbständiges Interesse.) Dafür lernte er neuere Sprachen wenigstens soweit, daß er sie geläufig las: Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Holländisch. Ferner beschäftigte er sich mit den verschiedenen deutschen Dialekten und dem Mittelhochdeutschen. Für seine Muttersprache hatte er so viel philologisches Interesse, daß er den Plan eines deutschen Wörterbuches fassen konnte. Die Vorarbeiten dazu hat er bis in seine theologischen Händel hinein fortgeführt. Auch die allgemeinsten Probleme der Sprache beschäftigten ihn: er dachte eine Zeitlang an eine Abhandlung über den Ursprung der verschiedenen Sprachen.

Doch war ihm die Literatur viel wichtiger als die Sprache selbst. Über das Schrifttum des klassischen Altertums hatte Lessing wohl

einen ziemlich vollständigen Überblick; von den bedeutenden Dichtern hat er jedenfalls einige eingehend studiert (Homer, Sophokles, Vergil, Horaz, Martial u.a.). In der Literatur des Mittelalters und der neueren Zeit war eine ähnliche Vollständigkeit natürlich nicht zu erreichen. Doch hat Lessing von schöner Literatur in den ihm geläufigen Sprachen wohl gelesen, was ihm überhaupt zur Hand kam. Da war ihm (es ist wirklich verwunderlich) nichts zu unbedeutend, nichts zu elend, daß er es nicht überflogen hätte. Und das tat er nicht im Pflichteifer des berufsmäßigen Gelehrten, sondern aus Interesse: das ärmlichste Machwerk interessierte ihn wenigstens noch wegen seiner Ärmlichkeit.

Die antike Literatur ist ohne Kenntnis der Altertümer nicht zu verstehen: so hat Lessing sich schon als Student von seinem Lehrer Christ für die Altertumswissenschaft begeistern lassen. Damit verband sich später das Interesse für die Geschichte der Kunst. Doch haben ihn die Altertümer durchaus nicht bloß ihres Kunstwerts wegen angezogen. Nein, er hatte eine selbständige Leidenschaft für sie, die ihn Ende der siebziger Jahre so weit trieb, daß es schien, als wollte er sich gänzlich ihrem Studium widmen. Er hat es denn auch, ohne viel Material für die Anschauung, so weit gebracht, daß er wohl für eine Autorität gelten konnte.

Die Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften und der Kunst führte ihn auf die Frage nach dem Wesen und den Gesetzen der Poesie und der Kunst überhaupt. Lessing hat sich denn auch mit der Literatur der Kunstwissenschaft von Aristoteles ab bis auf seine Gegenwart gründlich vertraut gemacht.

Weniger interessierte ihn die Geschichte der Philosophie. Mit den Philosophen des Altertums scheint er sich (abgesehen von Aristoteles) nicht eingehender beschäftigt zu haben. Er erwähnt gelegentlich Sokrates und Plato, die Stoa und Epikur, doch ohne eine genauere Kenntnis und selbständige Auffassung zu verraten. Dagegen schätzte er Leibniz so hoch, daß er kein Blatt von ihm ungelesen lassen wollte. Auch mit Spinoza hat er sich eingehend beschäftigt. Und mit Aufmerksamkeit verfolgte er von seinen Studienjahren an den „Kampf um die Weltanschauung", der mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts scharf eingesetzt hatte. Bayles dictionnaire historique et critique hat die Richtung seines Geistes entscheidend beeinflußt; er hat sich mit Rousseau und Diderot auseinandergesetzt, hat noch in späterer Zeit die Moralphilosophie Fergusons studiert.

Aber der „Kampf um die Weltanschauung“ interessierte Lessing vor allem als Auseinandersetzung mit dem Christentum. Lessing, der nicht Theologe werden wollte, hat sein ganzes Leben hindurch periodisch mit Interesse, ja mit Leidenschaft, theologische Studien getrieben. Als junger Mensch las er mit Eifer die Schriften für und wider die Wahrheit der christlichen Religion. Die „Rettungen“, die aus dem Jahre 1752 stammen, bekunden eine eingehende Beschäftigung mit der Reformationsgeschichte. Später, in Breslau, wandte er sich den Anfängen des Christentums zu. Er konnte sich rühmen, die Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte mehrmals sorgfältig gelesen zu haben. Daß ihm auch die Kirchengeschichte des Mittelalters nicht unbekannt war, zeigt sein Berengarius Turonensis. Dagegen hat Lessing für die systematische Theologie offenbar so wenig Interesse gehabt wie für die systematische Philosophie.

Alle diese Studien aber sind getragen von einer Kenntnis der Gelehrtengeschichte, die bis ins geringfügigste Detail geht. Sie war Lessings besondere Liebhaberei. Schon als junger Mensch konnte er es wagen, das Jöchersche Gelehrtenlexikon zu berichtigen und zu ergänzen. Seine Kollektaneen aus viel späterer Zeit beweisen, daß er immer noch mit Leidenschaft sein Wissen um die Bücher und ihre Urheber vervollständigte.

Man sollte denken, daß ein solches Wissen schon auf den Titel eines Gelehrten einen Anspruch gewähren sollte. Lessing scheint doch anderer Meinung gewesen zu sein. „Ich bin nicht gelehrt“, konnte er schreiben; „ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden . . . Alles, wonach ich ein wenig gestrebt habe, ist, im Fall der Not ein gelehrtes Buch brauchen zu können.“ Was soll dann Gelehrsamkeit sein? Etwa, daß man auf einem bestimmten Gebiet das ganze Wissen in sich vereinigte? Dessen hat sich Lessing freilich nicht rühmen können; aber auch der größte Polyhistor nicht, den es je gegeben hat.

2.

Lessing ist nicht bloß ein bißchen gelehrt gewesen, sondern auch ein bißchen ein Gelehrter: er ist, in mehr als einer Hinsicht, eine Gelehrten*natur*.

Daß er ein richtiger Bücherwurm war, ergibt sich aus einem flüchtigen Überblick über seine Lektüre ganz von selbst. Wer nicht das Buch als solches liebt, liest nicht soviel zusammen. Die Leiden=

schaft für das Buch regt sich schon in dem Fünfjährigen, wenn er nur mit einem großen Haufen Bücher gemalt sein wollte. Es ist denn auch seine kostspieligste Leidenschaft die für Bücher geworden. Und wenn man sich Lessing überhaupt als Berufsmenschen denken kann, so noch am ehesten als das, was er wurde: als Bibliothekar.

Ferner hat Lessing den Sinn für die Notiz, der zum Gelehrten gehört. Notizen zu sammeln war ihm, wie sein Nachlaß bezeugt, ein offenbares Vergnügen. Natürlich auch der Verwertung wegen; aber doch auch an sich. Es ist in seine Schriften manche Notiz übergegangen, die nur eben auch mitgenommen ist — von jemand, der nicht gern eine Notiz verloren gehen läßt.

Eine dem Gelehrten eignende Leidenschaft ist es auch, jedem Gedanken, auf den er stößt, bis zu seinem ersten Auftreten nachzugehen. Das rechnet er zur Genauigkeit seines Wissens, daß er jederzeit dessen Quelle angeben kann. Der Ungelehrte kann dieser Genauigkeit freilich keinen so gar hohen Wert beimessen. Ihm scheint es recht gleichgültig zu sein, wer eine Meinung zuerst geäußert hat; in praktischem Interesse verlangt er nur zu wissen, ob sie richtig ist oder falsch. Ihren Ursprung zu kennen, ist ihm nur dann von wirklicher Bedeutung, wenn dieser für die Frage der Wahrheit oder Unwahrheit in Betracht kommt; also bei geschichtlichen Nachrichten, sofern sie überhaupt wahrscheinlich sind. Wer Plato zuerst eine goldene Hüfte zugeschrieben hat, brauche ich wirklich nicht zu wissen: ich glaube ihm doch nicht, und wenn Plato selbst es wäre. Lessing denkt in dieser Hinsicht als Gelehrter. Für ihn hat es ein selbständiges Interesse, jede Meinung, ob wahr oder falsch, bis auf ihren letzten Urheber zurückzuverfolgen. Daher seine Leidenschaft für Gelehrtengeschichte. Darum zieht er auch in seinen Schriften die Geschichte der Meinungen, mit denen er es zu tun hat, in erheblich reicherem Maße bei, als für das Urteil über ihre Wahrheit und Falschheit nötig wäre. Das ist eben Gelehrtenart; und auch schon ein bißchen Gelehrtenunart.

Lessing wird aber auch wirklich zum Gelehrten im schlimmen Sinn: dann, wenn er statt der Untersuchung der Sache eine Diskussion der Meinungen über die Sache gibt, wobei die Beobachtung der Sache nur auf Umwegen zu ihrem Recht kommt. Da Lessing ein Meister in der Diskussion ist, gibt das seinen Schriften einen besonderen Reiz; aber es schädigt doch auch ihre Kraft zu überzeugen. Welche Gewähr habe ich denn, daß ich durch Berichtigung der Irrtümer in den vorhandenen Meinungen über eine Sache zur

einfachsten, klarsten, richtigsten Auffassung der Sache selbst komme? An diesem methodischen Mangel, nur durch die Diskussion der Meinung zur Sache kommen zu wollen, leiden auch die besten Schriften Lessings. In den Abhandlungen über die Fabel entwickelt ja Lessing durch Kritik seiner Vorgänger höchst elegant und geistreich einen Satz seiner eigenen Theorie der Fabel nach dem anderen: aber für die Einsicht in das Wesen der Fabel wäre es wohl ersprießlicher, wenn Lessing an einigen wohlgewählten Beispielen schlicht zeigte, warum ihm gewisse Fabeln gefallen, andere gegen den Geschmack sind. Das steht in diesen Abhandlungen, wie sie sind, nur zwischen den Zeilen. Analoges gilt von dem „Laokoon". Er ist nicht nur mit überflüssiger Gelehrsamkeit stark belastet; auf dem Wege der Untersuchung, den Lessing einschlägt, bringt er uns auch nicht in ein unmittelbares Verhältnis zur Sache, aus dem die richtige Einsicht von selbst folgen würde. Lessing will nach dem Vorwort einem herrschenden falschen Geschmack entgegenarbeiten, der Schilderungssucht in der Poesie, der Allegoristerei in der Malerei. Statt uns aber schlicht zu erklären, warum ihn beschreibende Poesie und allegorisiernde Malerei abstoßen, und aus dem wirklichen Grund seines von der Mode abweichenden Geschmacksurteils Wesen und Gesetze der ihm richtig erscheinenden Poesie und Malerei zu entwickeln, berichtet er uns, was er bei der Lektüre Winckelmanns und anderer Kunstschriftsteller gedacht hat. Und so entsteht ein sehr geistreiches Raisonnement; aber die Hauptsache bleibt wieder zwischen den Zeilen: warum ihm Allegoristerei und Schilderungssucht gegen den Geschmack sind. In der Hamburgischen Dramaturgie würde ich auf Lessings doch wieder strittige Erklärung des Aristoteles gerne verzichten, wenn er dafür nur einfach und schlicht hätte sagen wollen, was er bei einer Tragödie des Sophokles oder Shakespeare empfinde, bei einer Tragödie des Corneille, Racine oder Voltaire nicht empfinde. Das ist doch die Sache, um die sich's handelt; dadurch allein konnte Einsicht in das Wesen des Tragischen geschaffen werden. Dagegen ist es durchaus Nebensache, ob Corneille die Worte des Aristoteles richtig erklärt hat; und es ist sogar Nebensache, wie diese überhaupt zu erklären sind. Es könnte ja sein, daß Aristoteles selbst eines reinen und klaren Eindrucks von einer Tragödie nicht fähig gewesen wäre, oder daß er doch nicht scharf und klar auszudrücken vermochte, was er in einer Tragödie als tragisch empfand; das kann uns aber deshalb gleichgültig sein, weil wir die wichtigsten

der Tragödien, aus denen Aristoteles seine Auffassung des Tragischen schöpfte, selbst noch haben. Aber diese einem Ungelehrten doch recht naheliegende sachliche Erwägung steht dem Gelehrten Lessing fern: und so gibt er uns im Text seiner Erörterungen die Nebensache, nämlich die Erklärung des Aristoteles; und die Hauptsache (wie eine Tragödie auf ihn wirkt; was er also selbst als tragisch empfindet) läßt er uns erraten.

Lessing ist eben doch ein Gelehrter; und leider mehr, als er es wollte und wußte.

3.

Aber ein gelehrtes Werk im strengen Stil hat er nicht fertig gebracht. Als solches war sein „Sophokles" angelegt: Lessing hat die Arbeit an ihm aufgegeben, nachdem er schon mit dem Druck hatte beginnen lassen. In den geschichtlichen Untersuchungen über die Elpistiker und die Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion ist er über Vorarbeiten nicht hinausgekommen. Dann ist er als Bibliothekar durch mancherlei Funde in seiner Bibliothek zu einer Reihe gelehrter Abhandlungen veranlaßt worden; aber gerade die bedeutenderen derselben (insbesondere Berengarius Turonensis) halten den gelehrten Ton nicht fest. Was ist nun die tiefere Ursache, daß Lessing seine Gelehrsamkeit nicht in richtigen gelehrten Werken niederlegen konnte?

Dazu fehlte ihm erstens der anhaltende, stetige Fleiß: ein Wille zur Arbeit, der an ihr festhält, auch wenn ihr Gegenstand im einzelnen kein unmittelbares, sachliches Interesse hat. Die Kraft des Vorsatzes ist bei Lessing unglaublich gering; ihn bewegt nur das augenblicklich gefühlte Interesse an der Sache. Ermattet dieses, so vermag ihm kein Vorsatz über den toten Punkt hinwegzuhelfen. Aber das Interesse an der Sache wird bei ihm schon dadurch befriedigt, daß er das Resultat der Untersuchung vorausschaut — oder auch nur vorausahnt. Und so bleibt er fast regelmäßig nach einem kräftigen Anlauf stecken. Das ist als allgemeines Gesetz seines Geisteslebens allenthalben bei ihm zu beobachten: zu gelehrter Arbeit machte es ihn untauglich.

Dazu mangelte ihm auch der Sinn für methodische Untersuchung und systematische Darstellung. Er unterwirft sich der Sache, die er untersuchen will, nicht bis zu dem Grade, daß er sich durch sie den Weg der Untersuchung vorschreiben ließe: sich so von ihr selbst in sie hineinziehen lassen, das mag er eigentlich nicht. Er

geht lieber um sie herum, durch Impressionen und Aperçus sich ihrer zu bemächtigen. Da er einen aufgeweckten Sinn und gute Augen hat, entdeckt er dabei oft in der Tat mehr als andere durch methodische Untersuchung — die sich ja sehr oft auch nicht von der Sache den Weg vorschreiben läßt. Aber er ist doch oft mehr geistreich als tiefsinnig; und für die Erkenntnis des Wesens ist bei ihm nirgends viel zu erwarten. — Wer die Erkenntnis auf dem Wege der Impression und des Aperçus zu erhaschen sucht, wird auch den inneren Zusammenhang der Sache nicht leicht entdecken und ihn durch geistreiche Kombination der Einzelbeobachtung ersetzen. Darum kann Lessing zur systematischen Darstellung nicht kommen; für die ihm auch die Geduld fehlt. Ihm genügt es, im besten Falle, bis zu einem Punkte zu kommen, von dem aus sich das Ganze (z. B. die dramatische Kunst) übersehen, durchschauen und darstellen l i e ß e. Hat er gesehen, worauf es hinausläuft, und hat er gezeigt, wo er hinaus will, so bricht er ab.

Denn das Professorieren ist seine Sache nicht; die ist nur das Agitieren. Ihn freut nur der Erwerb, nicht der Besitz; darum will er auch keinen Besitz mitteilen, nur zum Erwerb anregen. Das ist vielleicht die beste Methode des Lehrens, die es überhaupt gibt; aber man übersehe darum nicht, daß sie sich auch durch ihre Bequemlichkeit empfiehlt. Wer nur anregen will, braucht für andere nichts zu Ende durchzuarbeiten. Und Lessing, dem dazu die Geduld und (sit venia verbo) der Fleiß fehlte, hat auch aus der Not eine Tugend gemacht, indem er sich auf das Anregen beschränkte.

Es ist nicht zu leugnen: Lessing fehlt einiges zum Gelehrten. Andererseits ist er mehr als ein Gelehrter. Und daß er mehr ist, hat zum Wunder gerade auch darin seinen Grund, daß er von Hause aus zum richtigen Gelehrten verdorben ist. Für diesen muß nämlich das Wissen, dessen Erwerbung, Aufspeicherung und Mitteilung einen Selbstwert haben, den ihm Lessing, so hoch er es schätzte, nicht zugestand.

Schon der 18 jährige Student lernte trotz aller Leidenschaft für die Bücher einsehen, daß ihn diese wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen werden. Diese Einsicht mußte ihm freilich auch zur Entschuldigung dafür dienen, daß er von dem Wege studentischer Tugend sich ziemlich weit entfernt hatte; für eine bloße Ausrede dürfen wir sie doch gewiß nicht halten. Dasselbe Urteil hat Lessing viel später in den Worten formuliert: „Der aus Büchern erworbene Reichtum fremder Erfahrung heißt

Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert als Millionen von jener."

Darum hat Lessing nicht bloß neben den Büchern immer auch den Verkehr mit lebendigen Menschen gebraucht (die ganze große Bibliothek in Wolffenbüttel konnte ihn für den Mangel an Gesellschaft nicht entschädigen); er hatte auch periodisch das Bedürfnis, so tief ins Leben unterzutauchen, daß sich in ihm selbst der Mensch vor dem Gelehrten kaum mehr verantworten konnte. Lessing hat viele gute Zeit mit bloßer, und auch recht bedenklicher Unterhaltung totgeschlagen — und hat sich freilich dadurch als Mensch frischer erhalten, als der Gelehrte im allgemeinen es ist.

Ferner hat Lessing nicht auf die Dauer vergessen können, daß man verständigerweise nur im Interesse des Lebens studieren sollte. Wo ihm dieses Interesse nicht vor Augen steht, kann er in der Tat den Ernst der gelehrten Arbeit nicht festhalten. Man beachte, wie er sich gegen Mendelssohn über seine Beschäftigung mit den Altertümern äußert: „Ich schätze das Studium derselben gerade so viel, als es wert ist: ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird." Das ist natürlich, wie so vieles in Lessings Briefen, augenblickliche Stimmung; und ist doch nicht bloß das. Wie es auch nicht bloße burschikose Manier ist, daß er seine gelehrten Arbeiten so gerne als „Possen" bezeichnet. Er kann sich in seinem gelehrten Interesse, das er doch hat, nicht ganz ernst nehmen.

Denn wie in seinem Studium kann er auch in seiner Schriftstellerei die eigentliche Zweckbestimmung des Wissens nicht auf die Dauer vergessen. Er ist nicht in dem Grade Kulturpionier, daß er die Schriftstellerei (wie z. B. ein Kierkegaard) geradezu als Wirksamkeit, als Beruf auffaßte. Ist je und je die Absicht zu wirken das Motiv des Schreibens, so liegt ihm doch eine planmäßige Wirksamkeit durch Schriften fern. Laune und Gelegenheit und auch heterogene Motive bestimmen ihn, daß er schreibt und wieder schreibt. Aber indem er schreibt, zeigt sich ihm eine Möglichkeit, dadurch zu wirken; die ergreift er mit Begier; und wenn sie zurücktritt, erlischt in ihm auch die Lust zu schreiben. Dahin kommt es bei ihm sehr leicht; denn er setzt sich kein entferntes Ziel des Wirkens, sondern will in den gegenwärtigen Augenblick eingreifen. Deshalb hat Lessing eine sehr bedeutende Stoßkraft, aber nur einen kurzen Atem.

Doch damit greifen wir Betrachtungen vor, die wir später an geeigneterem Ort erst zu ihrer vollen Bedeutung entwickeln können. Hier sei nur festgestellt, daß Lessing an seinem Denken und Schreiben zu stark persönlich beteiligt ist, als daß er des interesselosen Interesses fähig wäre, mit dem der Gelehrte das Wissen erwirbt, festlegt und fortpflanzt. Ist das ein Mangel, so ist es doch auch ein Vorzug.

Viertes Kapitel.

Der Kritiker.

1.

Ein eigentlich gelehrtes Werk hat Lessing nicht produziert. Seine ganze wissenschaftliche Arbeit (wenn man von solcher im strengen Sinne bei ihm überhaupt reden kann) geht in Kritik auf. Zum größten Teil sind seine Schriften kritisch im unmittelbaren Sinne: Rezensionen einzelner Leistungen anderer, oder kritische Behandlung umfassender Gegenstände. Wenn Lessing, wie er mehrmals tat, sich in der Geschichte versuchte, so bleibt er in der Kritik des Materials stecken und kommt nicht zur Darstellung. Will er eine Theorie ausführen, so scheint die kritische Arbeit immer noch durch. Einfach einen Gedanken, den er hat, zu entfalten, das liegt ihm nicht. Einen Versuch dazu haben wir in dem Aufsatz „Das Christentum der Vernunft": Lessing hat seinen Gedanken nur in Thesen ausgesprochen und hat die Arbeit überhaupt abgebrochen, sowie er an eine ernsthafte Schwierigkeit kam. Das Positivste, das Lessing geschrieben hat, ist „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Aber auch da gibt er nur Thesen, die erst der Ausführung bedürfen; und wenn er zur Hauptsache kommt, so gehen die Thesen in Fragen über. In „Ernst und Falk" deutet er eine Theorie der Gesellschaft an, die wirklich der Ausführung wert wäre. Aber die gibt er nicht; und eine historisch-kritische Untersuchung ist nicht nur der Ausgangspunkt für diese Andeutungen, sondern stellt sich auch wie der eigentliche Gegenstand der Untersuchung dar.

Lessing ist also wesentlich Kritiker. Das hat seinen Grund in einer Eigentümlichkeit seiner geistigen Konstitution, die zugleich seine Stärke und seine Schwäche ist. Er ist nicht eigentlich

ein produktiver Geist; und die Gedanken, die er produziert, bleiben für ihn selbst bloße Möglichkeiten, werden keine Wirklichkeiten. Lessing hat Meinungen, aber keine Überzeugung: wenn man unter Meinung eben die Möglichkeit eines Gedankens versteht, den der Mensch hat und in sich bewegt, unter Überzeugung den wirklichen Gedanken, der den Menschen hat und bewegt. Seinen Meinungen gegenüber bleibt der gescheite Mensch immer Kritiker; die Überzeugung erst drängt ihn zur Entfaltung und Darstellung. Lessing hat zu wenig Überzeugung, was die Extensität und Intensität betrifft, als daß sie ihn zur Entfaltung und Darstellung drängen würde. Das ist eine unleugbare Schwäche seiner Persönlichkeit.

Aber aus dieser Schwäche fließt ein lebhaftes Interesse für die fremde Meinung. Wer keine eigene Überzeugung hat, muß gewissermaßen als Parasit von fremder Überzeugung leben. Die eigene Überzeugung ist aber auch zugleich ein Hindernis, sich dem fremden Gedanken hinzugeben, sich in ihn hineinzudenken, in ihm fortzudenken. Lessing muß sich nicht erst von sich losmachen, um in dem fremden Gedanken zu leben. Freilich geht er in diesem auch nie unter. Er genügt ihm eigentlich nie; er muß sich ihn immer erst zurechtlegen, ihn erst weiter fortführen. Oder reizt ihn der fremde Gedanke auch zum Widerspruch. Aber das gibt Lessing doch nur einen Schein der Selbständigkeit. Gerade die Schärfe des Widerspruchs, zu der er sich öfters hinreißen läßt, zeigt die innere Abhängigkeit von dem Gegner. So folgt Lessing, weil er nicht durch eine eigene Überzeugung getragen und belastet ist, dem Gegner: zustimmend, berichtigend, widersprechend. Und wenn er die eigene These aufstellt, so verdankt er den Inhalt derselben immer noch dem fremden Gedanken, von dem er ausgegangen ist.

Da diese Schwierigkeit, zu einer eigenen, festen, ihn beherrschenden und begrenzenden Überzeugung zu gelangen, in seiner ganzen geistigen Konstitution begründet ist, ist Lessing der geborene Kritiker. Kann bei der Kritik überhaupt von Genialität geredet werden, so ist Lessing ein Genie der Kritik. Das ist aber auch seine einzige und ganze Genialität.

2.

Lessing ist durch den Drang äußerer Verhältnisse dazu genötigt worden, das Geschäft des Rezensierens auf sich nehmen. Doch folgte er darin gewiß nicht bloß einem äußeren Zwange. Manche seiner Rezensionen lassen es unzweideutig erkennen, daß es ihm

ein wirkliches Vergnügen machte, die Bücher zu korrigieren: die Fehler zu unterstreichen; auch das Gute anerkennend hervorzuheben; die Note festzustellen, die sie verdienen. Weil das seiner Neigung entsprach, hat er denn auch noch manchmal rezensiert, als er schon zu einer höheren Art der Kritik übergegangen war. In den Literaturbriefen, in der Hamburgischen Dramaturgie findet sich noch viel bloße Rezension; sogar in den theologischen Kampfschriften drängt sich je und je noch der Rezensent zum Wort.

In den Rezensionen des jungen Lessing findet sich natürlich viel Konventionelles und Schablonenhaftes. Wenn man, wie er es tun mußte, Buch für Buch durchlesen soll, um es zu besprechen, so kommt man ohne eine gewisse geschäftsmäßige Routine nicht aus, die sich natürlich an die zurzeit übliche Art des Rezensierens anlehnt. Aber Lessings Rezensionen sind nicht bloß durchweg gut geschrieben, klar, lebhaft, witzig; manche dieser kleinen Arbeiten kann wirklich als eine geniale Leistung bezeichnet werden. Man fühlt es manchmal, wie Lessing aus dem frischen Eindruck, den das Buch auf ihn gemacht hat, herausspricht; so daß das besprochene Werk zugleich durch die Art charakterisiert wird, wie er es bespricht. Andererseits charakterisiert sich dann Lessing selbst mit; so daß man einen starken und klaren Eindruck von der Eigenart seines Geistes bekommt. Dazu gehört auch, daß Lessing, wenn er die Feder zur Hand nimmt, sich sichtlich coram publico weiß. Er redet über den Autor von sich aus zu dem Publikum, mit dem Bewußtsein, ja vielleicht mit dem Verlangen, daß das Publikum sich nun nicht bloß über den Autor, sondern auch über den Rezensenten seine Gedanken mache. Das gibt seinen Besprechungen bisweilen einen Reiz der Kokketterie, der dann freilich auch irritieren kann.

Lessing zeigt das deutliche Bestreben, nicht in ein bloßes Absprechen zu verfallen. Was er zu rezensieren hatte, waren zu allermeist höchst mäßige Leistungen, die kaum den Tag überlebten. Da Lessing das Bedeutende richtig hervorhebt, kann ihm das nicht entgangen sein. Aber er läßt sich nicht verführen, nach Art des pedantischen Schulmeisters immer nur die schlechte Note zu wiederholen. Das wäre ihm schon zu langweilig, zu geistlos. Er will nicht bloß nach einer Schablone bezeugnissen, sondern jeden Schriftsteller nach seiner Eigenart behandeln. Dafür bildet er sich schon als 22jähriger seine eigenen, paradoxen Grundsätze. „Einen elenden Dichter behandelt man gar nicht; mit einem mit-

telmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich." So anerkennt er, was irgendwie anzuerkennen ist; und auch in späterer Zeit manchmal mehr, als uns jetzt begreiflich erscheint. Unerbittlich ist er aber doch nicht bloß gegen den großen Klopstock, sondern auch, wenn er es für angezeigt hält, gegen den elenden Skribenten. Und dann schreckt er vor schneidendem Hohne nicht zurück. Ein Beispiel möge genügen: „Wir nehmen diese zwei Stücke zusammen, weil wir zuverlässig wissen, daß sie von einem Verfasser sind. Mancher, der das eine lesen sollte, wird vielleicht am Ende sagen: ‚Das Lustspiel möchte ich sehen, welches erbärmlicher sein könnte!‘ Wenn es sein rechter Ernst ist, so darf er nur das andere vor sich nehmen. Es gilt aber gleichviel, welches er zuerst oder zuletzt lieset..." Daß Lessing einen solchen Ton anschlägt, hat aber seinen Grund zumeist nicht in der Nichtswürdigkeit der schriftstellerischen Leistung, sondern in dem sittlichen Widerwillen, den sie ihm einflößt. Das ist bei Lessing immer so gewesen und lebenslang so geblieben. Die Erweiterung seiner Tonleiter des Urteils, die er später (1769) mit Bewußtsein vollzogen hat, war keine Neuerung: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter wie möglich gegen den Kabalenmacher." Diese Bitterkeit hat er nicht erst dem Geheimrat Klotz, sondern auch schon dem Pastor Lange gründlich zu schmecken gegeben.

3.

Als Lessing das Geschäft des Rezensierens übernahm, lag ihm doch schon eine höhere Form kritischer Tätigkeit im Sinne; diese hat er denn auch ausgebildet, indem er die Rezensentenart mehr und mehr zurückdrängte. Man hat sie die „produktive Kritik" genannt, mit einem glücklichen Paradoxon, das als solches doch eben richtig verstanden sein will. Denn Kritik und Produktivität sind an sich heterogene, disparate Dinge; und was Lessing betrifft, so liegt ihm das geniale Schaffen aus dem Nichts hier so fern wie überall. Wir suchen einfach festzustellen, wie Lessing sich von dem bloßen Rezensieren zu einer höheren Art von Kritik erhebt.

Da ist zunächst zu bemerken, daß schon die Besprechung der einzelnen Schrift ihn anregt, über die Sache nachzudenken, um die

sich's handelt; und daß er das Bestreben hat, etwas zur Sache beizutragen. So geben ihm insbesondere die zahlreichen Rezensionen theologischer Schriften die offenbar willkommene Veranlassung, sich über religiöse Angelegenheiten auszusprechen. Darum bieten seine Rezensionen auch ein nicht zu unterschätzendes Material für das Verständnis seiner eigenen Entwickelung.

Sodann hat es offenbar für ihn von Anfang an etwas Unbefriedigendes, nur das einzelne Buch, das zufällig in seinen Gesichtskreis tritt, zu beurteilen. Das einzelne Buch ist ja nur ein Moment in der zusammenhängenden Bewegung des Geisteslebens; und Lessings eigentliches Interesse bezieht sich auf diese, nicht auf jenes. So faßt er schon als Zwanzigjähriger, zusammen mit Mylius, den Plan der periodischen Schrift „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters", worin er über Schauspiel und Theater überhaupt orientieren will. Diesen Plan nimmt er später in seiner „Theatralischen Bibliothek" wieder auf. Aber auch seine Rezensionen erweitert er zu einem fortlaufenden Bericht über „das Neueste aus dem Reiche des Witzes". Später macht er in den „Literaturbriefen" den Versuch, die wichtigsten Strömungen im deutschen Geistesleben zu würdigen. Er weist in Gottscheds Reform der Schaubühne eine Irreführung des deutschen Geschmackes nach; er behandelt den jungen Wieland nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch als Reformer; ebenso werden Klopstock und seine Freunde als Träger einer religiösen Tendenz aufgefaßt und zurückgewiesen. Die „Abhandlungen über die Fabel" geben eine Geschichte der Auffassung und Behandlung der Fabel, die deren Bedeutung für das Geistesleben ins Licht zu stellen sucht. Besonders deutlich ist in der „Hamburgischen Dramaturgie" das Bestreben, über die Untersuchung des einzelnen Stückes und der einzelnen Aufführung hinauszukommen zu einer höheren zusammenfassenden Würdigung der dramatischen Poesie und Schauspielkunst, wobei auch weitere Perspektiven sich eröffnen, für das Verständnis des Geisteslebens überhaupt. In den „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm" verengert sich naturgemäß der Gesichtskreis; während die theologischen Streitigkeiten ihm die Möglichkeit gewähren, mit raschem Sprung von der minutiösen Untersuchung des Details zu den allgemeinsten Betrachtungen sich hinüberzuschwingen. Man denke nur an die Art, wie Berengar von Tours, Adam Neuser, Leibniz von ihm benutzt werden.

Dabei läßt es sich Lessing nicht verdrießen, den Leser mit dem

Gebiet, über das er orientieren will, erst bekannt zu machen. Ausführliche Exzerpte geben ihm die Grundlage für seine Reflexionen. Sie mögen für sein Publikum richtig berechnet gewesen sein; doch hat sich Lessing darin sehr bequem gehen lassen, und manchmal (z. B. in der Hamburgischen Dramaturgie) kommt man sogar auf den Verdacht, daß sie auch der Ausfüllung des Raumes dienen sollen. Wir sind jetzt versucht, sie zu überschlagen; und es geht dabei auch manche gute Bemerkung verloren, die Lessing eingestreut hat. Hat aber Lessing in der Mitteilung fremder Meinungen des Guten wirklich oft zuviel getan, so möchte man, wenn man ihn liest, doch auch bedauern, daß die Ungeduld des Lesers heutzutage oft nicht mehr erlaubt, der Reflexion eine gründliche Orientierung über den Gegenstand vorauszuschicken. Sodann diskutiert Lessing den Stoff, den er mitgeteilt hat. Darin liegt seine eigentliche Meisterschaft. Mit sicherem Griff erfaßt er das Moment, an das die Reflexion anknüpfen kann; ohne daß einem die Kunst darin auffällt, stellt er es in die Beleuchtung, in der er es gesehen wissen will; und dann führt er seine Betrachtung durch, mit einer Selbstverständlichkeit, die kaum einen Zweifel aufkommen läßt. Die Skepsis gegen sich selbst, die er gerne einfließen läßt, erhöht das Vertrauen, mit dem man ihm folgt. Hinterher freilich kommt einem wohl auch die Taktik in seinem Vorgehen zum Bewußtsein: man merkt die Absicht, und man wird verstimmt. Denn Lessing versteht wirklich die Kunst, seinen Leser zu nötigen, für den Augenblick mit seinen Augen oder durch seine Brille zu sehen. Nicht als ob er diese Kunst immer mit Berechnung ausübte; sie liegt ihm einfach sozusagen in den Fingern. Aber sie ist ihm, besonders in den letzten theologischen Streitigkeiten, so bewußt, daß er sich ihrer wohl auch je und je mit bewußter Absicht bedient hat.

Lessing führt dann an dem Stoff, den er mitgeteilt hat, seine Betrachtung durch. Dadurch wird seine Kritik produktiv. Aber er führt doch nur die fremden Gedanken, von denen er ausgegangen ist, einige Schritte weiter, bis an die Grenze vielleicht ihrer Anwendbarkeit — und ohne daß er es selbst merkt, überschreitet er vielleicht auch diese Grenze. Aber er macht nicht den S p r u n g in eine neue Auffassung hinein. Den Nachweis hierfür haben wir später zu führen, wenn wir ihn als Ästhetiker, Theologen und Philosophen betrachten. Hier möge nur darauf hingewiesen werden, daß in diesem Punkte Lessings Stärke und Schwäche unmittelbar zusammenstoßen. Lessing hat einen außerordentlich si=

cheren Gang, soweit er eben sicheren Boden unter den Füßen fühlt; aber was nur durch einen Sprung zu erreichen ist, das erreicht er auch nicht. Es hat wohl eine tiefere Bedeutung für ihn, als er selbst dachte, daß er (nach seinem Wort an Jacobi) seinem alten Kopf und seinen schweren Beinen den Sprung in den Glauben hinein nicht zumuten könne. Er ist überall ein Johannes der Täufer geblieben, ist nirgends ein Messias geworden. Denn er ist eben wesentlich Kritiker, der fremde Gedanken aufnimmt, berichtigt, fortführt; aber eine wirklich produktive Kritik gibt es nicht.

4.

Da man gegen den Meister unerbittlich sein soll, dürfen wir nicht verschweigen, daß auch dieser Meister der Kritik seine Grenze hatte, über die er nicht hinweg kam. Und sie bezeichnet nicht bloß einen nebensächlichen, sondern einen wesentlichen Mangel an seiner Kritik, so daß man hier wie überall vor die Frage gestellt wird, ob Lessing eine wirkliche Genialität zuzugestehen ist. Für den Kritiker gibt es keine Autorität. Auf dem Boden der Kritik darf der Gedanke an eine Autorität gar nicht auftreten; muß jede Ahnung, daß es etwas wie Autorität gebe, völlig ausgeschlossen bleiben. Was der Kritiker zu kritisieren unternimmt, darf ihm nicht in dem Grade imponieren, daß er wirklich überwältigt würde: Bewunderung ist nicht Kritik. Aber der Kritiker darf auch nicht den Anschein erwecken, als ob er selbst als Autorität ein maßgebendes Urteil zu fällen hätte: „ich aber sage euch," ziemt dem Propheten, nicht dem Kritiker. Der Kritiker kennt auch keine Autorität, in deren Namen er ein Urteil zu fällen hätte. Nach einer anerkannten Regel Fehler zu notieren, ist Sache des Korrektors, nicht des Kritikers. Auf dem Boden der Kritik gibt es überhaupt keine Autorität. Deshalb ist vielleicht auch die höchste Kunst des Kritikers, ein Urteil zu fällen, das kein Urteil ist — und doch etwas ist.

Von dieser Art ist manches kritische Urteil Lessings. Aber sein Verhältnis zur Autorität ist doch nicht recht in Ordnung. Zwar kann nicht beanstandet werden, daß er gerne an die derzeitig gültige Autorität anknüpft; daß er sich etwa auch ihres Ansehens bedient, um einem eigenen Gedanken Eingang beim Publikum zu verschaffen. Das ist für den Kritiker eine durchaus erlaubte und oft nützliche Taktik. Auch benützt Lessing die Autorität gerne so, daß er sie zugleich erschüttert. Aber Lessing kennt selbst noch maß=

gebende Autoritäten; und das ist dem wirklichen, wesentlichen Kritiker nicht gestattet.

So hat Lessing nie die Neigung verloren, seine ästhetischen Gedanken an „klassische" Dichter und Künstler, Dichtwerke und Kunstwerke anzuknüpfen. Anakreon und Horaz, Homer und Sophokles, und dann später Shakespeare geben ihm die Muster für die Dichtung, wie sie sein soll. Die griechische Skulptur ist ihm die Kunst, wie sie sein soll. Daß er im einzelnen sich kritische Bemerkungen erlaubt, tut bei ihm der Autorität dieser „Klassiker" keinen wirklichen Eintrag. So schlägt er denn auch mit ihrer Klassizität die Dichtung und Kunst tot, die ihm nicht gefällt. Das ist ihm dadurch ermöglicht, daß seine Klassiker die zurzeit allgemein anerkannte Autorität sind; aber sie sind wirklich auch Autorität für ihn. Daher sucht er nicht bloß in das Verständnis des klassischen Altertums einzuführen, sondern glaubt aus ihm direkt Regeln für die Kunst ableiten zu können. Daß dieser Glaube dem richtigen Verständnis nicht immer förderlich ist, hat Lessing nicht bemerkt; ebensowenig daß seine Klassiker, wenigstens zum Teil (ich denke an Anakreon und Horaz), ihm die Einsicht in das Wesen der Poesie erschwerten. Sein Bedürfnis, sich an Klassiker anzuschließen, hat den letzten Grund natürlich darin, daß ihm eigene künstlerische Produktivität versagt war.

Sodann hat Lessing seinen klassischen Ästhetiker in Aristoteles. Er kann also das klassische Drama der Griechen nicht einfach auf sich wirken lassen, sondern sondern muß es durch die Brille des Aristoteles ansehen. Er gibt also seine Deutung der Tragödie als Erklärung der Worte des Aristoteles. Und er wird dadurch noch auf den weiteren Abweg gebracht, daß er die Mißdeutung des Aristoteles durch die Franzosen abwehren muß. Das ist ihm, dem Gelehrten, ein willkommener Bissen. Aber wir anderen, wir wissen schließlich nicht mehr, ob es sich um den Aristoteles handelt oder um die Tragödie, ob wir den Aristoteles jetzt richtig verstehen oder die Tragödie. Und werden wir an Lessings Deutung des Aristoteles irre, und an des Aristoteles Sinn für das Tragische: was bleibt uns dann? Nichts, wenn wir nicht nebenbei, ob auch durch Lessings Diskussion des Aristoteles, einen Eindruck von der Sache bekommen haben, von dem Tragischen selbst.

Sogar als Philosoph und als Theologe hat Lessing das Autoritätsbedürfnis noch nicht ganz überwunden. Er schöpft seine Welt- und Lebensanschauung nicht unmittelbar aus der Betrachtung der

Welt und des Lebens; vielmehr legt er sich das Christentum, die klassische Religion, mit Hilfe des Leibniz, seines klassischen Philosophen zurecht. Das tut er als junger Mensch, indem er sich ein „Christentum der Vernunft“ zu konstruieren sucht; das tut er auch noch gegen Ende seines Lebens in der „Erziehung des Menschengeschlechts“. Sein Credo steht in keinem Buch; und doch kann er sich von dem Buch nicht ganz befreien. Ist ihm die Bibel nicht mehr das offizielle Kompendium der Religion, so doch ein Elementarbuch der Religion, das immerhin eine gewisse offizielle Gültigkeit hat. Lessing betrachtet es sozusagen als Pflicht, dieses Elementarbuch erst gründlich durchzuarbeiten, ehe man weitergehen darf. „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühst, hüte dich, es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen, was du witterst und schon zu sehen beginnst.“ Wie richtig ist dieser Rat, wenn man nur durch das Buch zur Einsicht kommen kann! Wie schief ist er, wenn es für die Einsicht wesentlich ist, sie nicht aus dem Buch, sondern der Sache selbst abzulesen! Die Neigung Lessings, sich an eine Autorität anzulehnen, zeigt sich ganz harmlos auch darin, daß sich ihm der Glaube an die Metempsychose durch sein Alter empfiehlt: „Ist die Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?“ Und das sagt er nicht bloß für andere, so denkt er auch für sich.

Lessings „produktive Kritik“ hat die schlimme Eigenschaft, daß sie die Erkenntnis der Sache nicht aus der Beobachtung der Sache selbst zu gewinnen sucht, sondern durch Diskussion einer schon vorhandenen angeblichen Erkenntnis der Sache, mit einem bloßen Seitenblick auf die Sache. Mit anderen Worten: Lessing hat die Methode der Scholastik noch nicht ganz überwunden. Der scharfe Kritiker hat den Sprung nicht gewagt, von der überlieferten Wahrheit einfach abzusehen und die Wahrheit unmittelbar aus dem eigenen Erleben zu schöpfen.

5.

Die Kritik ist als solche ein Kampf. Beurteile ich jemand, so nehme ich für oder wider ihn Stellung, hemme ihn oder fördere ihn. Setze ich mich mit jemand auseinander, so tue ich beides zugleich, bin zugleich sein Genosse und sein Gegner. Aber das kann und soll ganz objektiv geschehen, im rein sachlichen Interesse,

so daß die Persönlichkeit des Beurteilten und des Beurteilers gar nicht in Frage kommt. Die Kritik, obschon sie immer ein Kampf ist, braucht nicht in Feindseligkeit auszuarten. Lessing aber ist durch seine kritische Tätigkeit mehrfach in persönliche Fehden gekommen. Sein Kampf gegen Gottsched hat immer einen Stich ins Persönliche gehabt. Mit dem Pastor von Laublingen hat er die schärfste persönliche Auseinandersetzung. In seiner Stellung zu Wieland, Basedow, Voltaire scheint das persönliche Moment mehr oder weniger deutlich durch. Dann bekommt er mit Klotz geradezu bösartige persönliche Händel. Im Kampf mit Goeze wird der Kampf der Meinungen wieder zum persönlichen Streit. Wie geht das zu? Da es immer eine Entgleisung ist, wenn man im Geisteskampfe persönlich wird: tragen daran immer nur seine Gegner die Schuld? oder liegt die Ursache auch in Lessings Art der „Kritik“? Diese Frage dürfen wir um so weniger umgehen, da Lessing selbst für die Ausübung der Kritik strenge Regeln gegeben hat: hat er sich immer auch streng daran gehalten? Und die Sache liegt wirklich nicht so, daß man ihn von aller Schuld freisprechen könnte.

Schon die Unparteilichkeit von Lessings Kritik ist ernsten Bedenken ausgesetzt. Lessing hat starke persönliche Antipathien gehabt; das kann er in seinem Urteil nicht verbergen; das wollte er wohl auch nicht verbergen. So hat er für Gottsched, für Voltaire, für Goeze nun einmal das gute, unbefangene Auge nicht: er sucht und sieht an ihnen fast nur das Schlechte. Freilich kämpft er immer um eine Sache, die ihm am Herzen liegt; aber doch oft mit einer persönlichen Animosität, die durch die Sache nicht gerechtfertigt ist. Gegen Voltaire war er doch vielleicht auch aus privaten Gründen verstimmt. Andererseits hat Lessing über manche Freunde ein so günstiges Urteil gefällt, daß es für uns kaum mehr zu begreifen ist. Er hat Mendelssohn als Philosophen, Gleim und Ramler als Dichter weit überschätzt. Über Ramler schrieb Lessing noch 1767: „Wir können ihn, ohne Schmeichelei, unseren Pindar, unseren Horaz nennen und alle unsere Nachbarn auffordern, uns einen Mann darzustellen, der ihm gleiche.“ Daß Lessing nicht schmeicheln *will*, ist ihm sofort zu glauben; an Ironie ist auch nicht zu denken (eher in den Briefen an Gleim): so müssen wir eben annehmen, daß Lessings Urteil über die Freunde durch die Sympathie beeinflußt war. Aber vielleicht hat Lessing gerade deshalb, weil er sich dieser Schwäche bewußt war, sich um so sorgfältiger gehütet, Partei zu werden und Partei zu machen. War

er gegen Gottsched, so hat er sich doch nicht zur Partei der Schweizer geschlagen. Mit den Berliner Freunden hat Lessing keine Partei gebildet, obschon Nicolai vielleicht einen nicht unbedeutenden Willen zur Partei hatte. Lessing ist immer Einzelkämpfer gewesen, ist es immer mehr geworden. Auch mit sich selbst bildet er nicht Partei. Sich selbst beurteilt er unbefangener als die Gegner und die Freunde. Ob er sein Urteil offen ausspricht oder anonym, macht keinen Unterschied. Ein starkes Selbstgefühl ermöglicht ihm eine Bescheidenheit ohne Ziererei; mit feiner Ironie weiß er beides glücklich zu verbinden.

Ferner hat Lessings Kritik, auch wo er ganz sachlich bleibt, etwas Irritierendes. Das liegt, von allem einzelnen abgesehen, schon in der rücksichtslosen Ausnützung seiner Überlegenheit. Lessing kann es gar nicht vermeiden von oben herab zu reden, auch wo er anerkennt, auch wo er einem anderen den Vortritt läßt. Man darf wohl glauben, daß er Klopstock die höhere dichterische Begabung aufrichtig und neidlos zugestanden hat. Der Dichter Klopstock wird denn auch von Lessing immer mit Respekt behandelt. Aber dem sentimentalen, schmachtenden und auch ein bißchen frömmelnden Liebhaber Klopstock wird die Bemerkung nicht geschenkt: „Was für eine Verwegenheit, so ernstlich um eine Frau zu bitten!" Und welch beißende Kritik liegt darin, wenn die erste Zeile des „Messias" so „in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt" wird: „Ich unsterblicher Klopstock singe der sündigen Menschen Erlösung." So geht der junge Lessing mit einem Dichter um, den er achtet. Eine Anzeige von Gottscheds Gedichten aber schließt er mit der Bemerkung: „Diese Gedichte kosten . . . 2 Thaler 4 Groschen. Mit 2 Thalern bezahlt man das Lächerliche und mit 4 Groschen ohngefehr das Nützliche." Und mit welch raffinierter Bosheit hat Lessing in den Literaturbriefen Wielands Plagiat an Rowe aufgedeckt! Erst berichtet er mit patriotischem Selbstgefühl, daß ein Engländer Wielands Johanna Gray geplündert habe. Dann gibt er die Aufklärung dieser überraschenden Tatsache mit der harmlosen Frage: „Was kann Herr Wieland dafür, daß Nicholas Rowe schon vor 40 und mehr Jahren gestorben ist?" Nun hatte Wieland, und vielleicht auch Gottsched, eine solche Züchtigung wohl verdient; auch verbindet sich ja die Bosheit in solchen Kritiken mit einem guten Humor, und der Spott ist vielleicht nicht einmal so sehr böse gemeint. Aber der Betroffene mußte sich doch persönlich verletzt fühlen. Daß man im Unrecht ist, macht die Ver-

spottung nicht eben leichter zu ertragen. So erzeugte eine solche Kritik den Wunsch, den unangenehmen Zensor auch einmal persönlich zu treffen. Und da man dem Schriftsteller nicht beikommen konnte, mußte man seinen Charakter angreifen.

Darin verstand aber Lessing durchaus keinen Spaß. „Mein Wissen und Nichtwissen kann ich ganz wohl auf das Spiel setzen lassen: allein mein Herz werde ich nie ungerochen antasten lassen." Ein gutes Wort, das zeigt, daß Lessing das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat: er war sich als Mensch wichtiger denn als Schriftsteller. Auch ist es ganz in der Ordnung, daß er den Kabalenmacher, wenn er mit ihm zu tun bekommt, tödlich zu treffen sucht. Einen Lange, einen Klotz hat Lessing in optima forma moralisch hingerichtet. Und, wie er indirekt verrät und gegen Klotz auch ausdrücklich erklärt, mit bewußter Absicht. „Es ist nicht Hitze, nicht Übereilung, die mich auf den Ton gestimmt, in welchem man mich mit Herrn Klotzen höret. Es ist der ruhigste Vorbedacht, die langsamste Überlegung, mit der ich jedes Wort gegen ihn niederschreibe. Wo man ein spöttisches, bitteres, hartes findet: da glaube man nur ja nicht, daß es mir entfahren sei. Ich hatte nach meiner besten Einsicht geurteilet, daß ihm dieses spöttische, bittere, harte Wort gehöre, und daß ich es ihm auf keine Weise ersparen könne, ohne an der Sache, die ich gegen ihn verteidige, zum Verräter zu werden." Vortrefflich! Und doch! Manchmal kommt einem der Verdacht, daß Lessing es nicht bloß für sachlich richtig hält, ein schädliches Insekt zu zertreten, sondern auch ein grausames Vergnügen daran hat, es zu Tode zu martern. Und dann wendet sich die Sympathie dem armen Opfer zu, so unsympathisch es sonst sein mag. Und dann fragt man sich wohl auch, ob Lessing zu der Züchtigung seiner Gegner nicht manchmal zu weit herabgestiegen sei. Forderte es wirklich die Sache, daß er mit Klotz so abrechnete, wie er es in den Antiquarischen Briefen tut? Und wäre es nicht im Interesse der Sache gewesen, daß Lessing das Persönliche zurückgestellt hätte? Wenigstens das Persönliche, das ihn selbst betraf! Ferner: warum hat Lessing einem Goeze es so schrecklich verargt, daß er ihn als Feind des Christentums behandelte? Konnte denn Goeze in ihm etwas anderes sehen? Und was brauchte denn Lessing an seinem christlichen Renommee zu liegen? was lag ihm denn daran? . . . .

Im Kampf mit Klotz hat Lessing eine scharfe Grenze zwischen der unerlaubten Persönlichkeit und dem erlaubten Tadel zu ziehen

versucht. „Sobald der Kunstrichter verrät, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser näheren Kenntnis des geringsten nachteiligen Zuges gegen ihn bedient: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er höret auf, Kunstrichter zu sein und wird — das verächtlichste, was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant." Nach diesem Kanon, der unstreitig der wahre sei, verlangt Lessing aufs strengste gerichtet zu werden. Ob die Grenze erlaubter Persönlichkeiten nicht noch etwas enger gezogen werden dürfte, möge hier dahingestellt bleiben. Aber Lessing selbst hat sich doch nicht so ganz streng an diese Bestimmung gehalten; wenigstens in seinen früheren Kämpfen. Er hätte sonst manche böse Bemerkung über Gottsched unterdrücken müssen, hätte die Vorrede zu den Schriften des Mylius nie schreiben dürfen. In den Literaturbriefen hat er gegen Wieland seine spätere Regel in einer Weise befolgt, die fast schlimmer ist, als wenn er sie übertreten hätte. Da schreibt er: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. Ich mag es nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in K . . B . . persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an?" Aber wenn es uns nichts angeht, so soll es auch ganz außer Frage bleiben; und die bösartigste Verleumdung bedient sich ja gerade der bloßen Andeutung.

Noch zu einem anderen Bedenken geben Lessings Kämpfe Anlaß. Er hat, wenigstens wenn es sich um religiöse Dinge handelte, dabei so viele Taktik verwendet, daß er selbst dadurch in Verlegenheit kam. Da er in Sachen der Religion, wie wir später sehen werden, keinen festen Standpunkt hatte, konnte er auch keinen festen Standpunkt einnehmen. Wenn er also nicht als der bloße Skeptiker auftreten wollte, der er doch auch nicht war, so mußte er wohl oder übel eine Position einnehmen, die ihm für seine Person wenigstens möglich und für die Sache zweckmäßig erschien. Das ist wohl schon in den Literaturbriefen der Fall, in seiner Auseinandersetzung mit der neumodischen Orthodoxie; und es macht dort schon Schwierigkeit. Denn er konnte wohl die alte Orthodoxie der neuen vorziehen, war aber selbst doch noch viel weniger orthodox als die Klopstock, Cramer und Basedow. Das darf oder will er aber nicht sagen. Dadurch kommt etwas Schiefes in seine Haltung. Noch stärker tritt dies hervor in den späteren religiösen

Kämpfen, die ja auch viel ernster waren. Und da hatte er nicht mit einer schillernden, zweideutigen Vermittelungstheologie zu tun, sondern mit der beschränkten, ehrlichen Orthodoxie, der er früher selbst öfters seine Achtung bezeugt hatte. Es war die fatalste Verschiebung der Situation, die für ihn eintreten konnte, daß er sich selbst nun zu einer schillernden, zweideutigen Taktik genötigt glaubte. Da war es freilich schwer, im Kampfe die innere Freiheit zu behaupten.

Lessing hat als Kritiker und Kämpfer seine unleugbaren Schwächen. Aber sie sind, wesentlich betrachtet, doch nur die Kehrseite seiner Stärke. Lessing ist immer für die Sache, um die er kämpft, persönlich interessiert; auch wenn sich's nur um Antiquitäten handelt: so wird es ihm auch schwer, die Sache, um die sich's handelt, und ihren Vertreter auseinanderzuhalten. Ferner ist er durch eine eigene feste Überzeugung weder belastet noch gesichert. Das ermöglicht ihm eine Freiheit der Bewegung, die wirklich auch der Sache zugute kommt. Und das verleitet ihn auch, sich gelegentlich eine Freiheit der Bewegung herauszunehmen, die weder der Sache noch ihm selbst zugute kommt.

Fünftes Kapitel.

Der Ästhetiker.

1.

Ist die Kunst eine elementare, im strengen Sinne des Wortes eigenartige Äußerung menschlichen Lebens, so wird sie auch hervorgetrieben durch einen elementaren Trieb, der in seiner Unmittelbarkeit und Eigenart wohl zum Bewußtsein kommen, nicht aber erklärt, das heißt: aus anderen Faktoren des Lebens abgeleitet werden kann. Denn dann wären erst diese eigentliche Elemente des Lebens, nicht aber der Kunsttrieb selbst. Gesetzt aber, der Kunsttrieb selbst sei elementar, so ist doch seine Ausübung und Befriedigung Sache eines bewußten, absichtlichen, reflektierten Tuns; wie das überhaupt die Eigenart menschlichen Lebens ist, daß der elementare Trieb von dem Menschen mit Bewußtsein und Absicht befriedigt werden muß. Daraus ergibt sich, daß aus dem Trieb zur Kunst auch das Nachdenken über die Kunst entspringt: es gibt keine gedankenlose Kunst; oder: gedankenlose Kunst, als

bloße instinktive Ausübung eines Kunsttriebes, ist nur dem Tier eigen, nicht dem Menschen. Das Nachdenken über die Kunst wird sich aber zuvörderst auf die Mittel richten, durch die der Kunsttrieb befriedigt werden kann; sodann auf die Bedeutung, die die Befriedigung des Kunsttriebes in dem Ganzen des Lebens hat. Mit der Kunst selbst wird zugleich die Ästhetik geboren. Und diese befaßt sich naturgemäß einerseits mit der Technik der Kunst, andererseits mit der Bedeutung, dem Sinn, dem Wesen der Kunst — wobei doch der Gedanke ferngehalten werden muß, daß die Kunst zu erklären, abzuleiten sei; wofern sie eben eine elementare, primitive Äußerung menschlichen Lebens ist.

Indem in Lessing durch die Beschäftigung mit der Poesie der eigene poetische Trieb geweckt wurde, mußte er zugleich zum Nachdenken über die Poesie angeregt werden. Aber da er mit großer Leichtigkeit nachdichten und mitdichten konnte, war vorerst kein wirkliches Bedürfnis vorhanden, sich mit der Poesie denkend abzufinden; und es ist denn offenbar dabei auch nichts Bedeutendes, nichts Eigentümliches herausgekommen. Lessing hat zuerst die Gedanken anderer über die Poesie nach- und mitgedacht, wie er die Dichtung anderer nach- und mitmachte. Und jenes wurde ihm ebenso leicht wie dieses, so daß er sich in beidem bald neben anderen auszeichnen konnte. Aber er konnte auf diesem Wege doch höchstens primus inter pares werden.

Dagegen wurde er zu eigenem Nachdenken über die Poesie dadurch angeregt, daß seine Neigung zur Poesie bei den Eltern auf Widerstand stieß, er sie also gegen diese verteidigen mußte. Man kann nun freilich nicht sagen, daß ihn das auf besonders bedeutende Gedanken über die Poesie gebracht hätte; im Gegenteil, Lessing verrät dabei vor allem, daß der elementare Trieb zur Kunst in ihm sehr schwach ist — und deshalb produziert er auch keinen bedeutenden Gedanken über sie. Aber in dem eigentlich seichten Räsonnement, durch das er seine poetischen Versuche gegen den Vater verteidigt, steckt er doch selbst: darum ist es immer noch der beste Ausgangspunkt für das Verständnis seiner Gedanken über die Kunst.

Lessing versichert den Vater, daß seine eigene Empfindung nicht im geringsten mit seinen Liedern über Wein und Liebe harmoniere. Ursache ihres Daseins sei nichts als die Neigung, sich in allen Arten der Poesie zu versuchen; denn nur durch solche Versuche könne man die Sphäre finden, die einem eigentlich zukomme,

in der man sich über das Mittelmäßige erheben könne. Übrigens sei er es schon müde geworden, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Dagegen möchte er das Schreiben von Komödien nicht aufgeben, bis er wirkliche Meisterstücke geliefert hätte: er hätte nicht übel Lust, sich den Titel eines deutschen Molière zu erwerben. Und in dem Verfertigen von Komödien kann er noch weniger etwas Arges finden als in dem Dichten anakreontischer Lieder. Warum ein Komödienschreiber kein guter Christ sein könne, ist ihm unverständlich. „Ein Komödienschreiber ist ein Mensch, der die Laster auf ihrer lächerlichen Seite schildert. Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen? Verdienen die Laster soviel Hochachtung?" Wie, wenn er, Lessing, eine Komödie auf die Freigeister und die Verächter des geistlichen Standes machte? ....

Man möchte gerne annehmen, daß diese Apologie der Poesie mehr auf den Sinn des Vaters berechnet wäre, als daß sie Lessings eigenen Sinn zum Ausdruck brächte: sie ist gar zu äußerlich und zeugt durchaus nicht von einer hohen Auffassung der Poesie. Aber Lessing hat die wesentlichen Gedanken derselben in seinen gleichzeitigen Schriften mehrfach wiederholt und weiter ausgeführt; und so dürfen wir nicht daran zweifeln, daß sie seinem eigenen dichterischen Selbstbewußtsein entspringt und entspricht.

Wie sich selbst, verwahrt Lessing auch Horaz und überhaupt den lyrischen Dichter dagegen, daß man die Empfindungen, die er in seinem Gedicht ausspricht, ihm persönlich zuschreibe. Lessing findet es vollkommen dem Genie eines Dichters gemäß, daß J. B. Rousseau ebensowohl seine unzüchtigen Sinnschriften ohne Ruchlosigkeit verfertigt haben will, wie er seine göttlichen Psalmen ohne Andacht verfertigt habe — weshalb er eben jene wie diese habe machen können. Um stärker zu rühren, muß der Dichter die Empfindungen, die er erregen will, in sich selbst zu haben scheinen; muß er scheinen aus der Erfahrung und nicht aus der bloßen Einbildungskraft zu sprechen. Aber das ist auch wirklich bloßer Schein: was den Dichter macht, also sein eigentliches Geheimnis, ist eben das, daß er die Leidenschaften, die der gewöhnliche Mensch nur durch Wirklichkeiten in sich erwecken läßt, durch willkürliche Vorstellungen in sich rege machen kann. Und so erregt denn ein Rousseau nach Willkür jetzt unzüchtige Vorstellungen in sich, um pikante Epigramme zu dichten, und dann erhabene Vorstellungen, um göttliche Psalmen zu dichten: „vollkommen gemäß dem Genie eines Dichters."

Da dies aber nach Willkür geschieht, muß der Dichter dafür ein Motiv haben. Das versteht sich doch nicht so von selbst, daß man z. B. unzüchtige Vorstellungen in sich erweckt, um eine gewisse Art von Gedichten machen zu können. Nun nimmt es Lessing als zugestanden an, daß der Dichter die Natur schildern dürfe. Also müssen die Empfindungen, so wie sie die Natur selbst beleben, auch seine Gemälde beleben. Nun sind aber die Empfindungen der Wollust unter allen diejenigen, die sich der meisten Herzen bemächtigen und sich ihrer am leichtesten bemächtigen. Also kann der Dichter hier seine meiste Stärke zeigen, hat hier seinen meisten Ruhm zu erwarten. Also darf er Wein und Liebe besingen und sie als die vornehmsten Güter dieses Lebens anpreisen. Wollte man ihm das untersagen, so würde man ihm eines von den schönsten Feldern untersagen, wo er die angenehmsten Blumen für das menschliche Herz sammeln könnte. . . . Summa Summarum: der Dichter dichtet, um das Publikum zu amüsieren, dabei seine Virtuosität zu zeigen und sich dadurch Ruhm zu erwerben. Dies das Motiv des Anakreontikers, wie ihn Lessing versteht.

Ein anderes Motiv hat der Komödienschreiber. Denn die Absicht des Lustspiels, die ja doch wohl auch die Absicht des Lustspieldichters sein muß, ist die, die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. „Die Mittel, die die Komödie dazu anwendet, sind, daß sie das Laster verhaßt und die Tugend liebenswürdig vorstellt. Weil aber viele allzu verderbt sind, als daß dieses Mittel bei ihnen anschlagen sollte, so hat sie noch ein kräftigeres, wenn sie nemlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich sein läßt: denn Furcht und Hoffnung tut bei den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe.“ Das würde freilich auf ein Lustspiel führen, das das Lachen eher vermeiden als bewirken sollte: daß die Tugend am Ende glücklich wird, ist doch nicht zum Lachen, so wenig wie das, daß das Laster allezeit unglücklich ist. Doch kann Lessing auch ein Lustspiel rechtfertigen, das es auf das Lachen anlegt. Wer das Laster verlacht, der verachtet es zugleich. Und damit erst ist der Reiz des Lasters vollständig vernichtet, der immer noch wirksam sein kann, wenn man nur dessen unangenehme Folgen fürchtet. Es gibt also kein besseres Mittel, zur Tugend zu erziehen, als das Laster von der lächerlichen Seite darzustellen.

Wie es freilich zu vereinigen ist, daß der Dichter, der durch seine Lustspiele die Sitten des Publikums verbessern will, diesem Pu-

blikum in seinen Liedern Wein und Liebe als die vornehmsten Güter des Lebens anpreist: das hat der junge Lessing zu sagen, vielleicht auch zu überlegen vergessen. Vielleicht ist ihm aber dies alles nicht so vollständiger Ernst; vielleicht nimmt er die Poesie überhaupt nicht so ganz ernst. Mit seinen anakreontischen Liedern findet er sich in der Vorrede zu seinen Schriften auf die einfachste Weise ab. „Man nenne sie jugendliche Aufwallungen einer leichtsinnigen Moral, oder man nenne sie poetische Nachbildungen niemals gefühlter Regungen; man sage, ich habe meine Ausschweifungen darinnen verewigen wollen, oder man sage, ich rühme mich darinnen solcher Ausschweifungen, zu welchen ich nicht einmal geschickt sei; man gebe ihnen entweder einen allzu wahren Grund oder man gebe ihnen gar keinen: alles wird mir einerlei sein. Genug, sie sind da, und ich glaube, daß man sich dieser Art von Gedichten so wenig als einer anderen zu schämen hat." Seine Lustspiele aber rechnet er, trotz ihres erhabenen Zweckes, nicht zur ernsteren Arbeit: er glaubt es dabei bewenden lassen zu dürfen, daß er sein Können gezeigt habe, und will über ihnen wichtigere Wissenschaften nicht länger versäumen.

2.

Lessing hat für die Herausgabe seiner Schriften seine Lieder und Lustspiele gesichtet und umgearbeitet. Er muß sich also über ihren ästhetischen Wert und Unwert Gedanken gemacht haben; man sollte auch annehmen, daß er sich für die Sichtung und Umarbeitung gewisse Grundsätze gebildet habe. Doch hat er uns nicht erlaubt, in diese Arbeit einen Einblick zu tun; und vielleicht hat sie auch für die Bildung seiner ästhetischen Meinungen eine geringere Bedeutung, als sie allerdings hätte bekommen können. Er hat sich wohl nur durch seinen gesunden Menschenverstand und natürlichen Geschmack bestimmen lassen, wie er auch als Rezensent damit leicht zurecht kam und Anerkennenswertes leistete.

Daß Lessing sich über die Technik der Dichtkunst Gedanken macht, hat also wohl zumeist eine äußere Veranlassung gehabt. Es wurde viel über die Regeln der Dichtkunst gestritten; Lessing hatte Bücher zu besprechen, die von den Regeln der Dichtkunst handelten: also mußte er über diesen Gegenstand sich auch seine Meinung bilden. Was er dazu sagt, verrät auch ganz deutlich, daß er sich eben mit den kämpfenden Theorien abzufinden versucht.

Auf einen Gedanken über die Technik des Dichters (wenn wir

diesen prätentiösen Ausdruck brauchen dürfen) brachte ihn die Verteidigung des Plautus und Horaz. Er entschuldigt das Anstößige in ihren Dichtungen mit dem Geschmack ihrer Zeit. Horaz konnte unmöglich anders von der Liebe reden als nach der Denkart seiner Zeitgenossen: wie hätte er sonst Eindruck auf sie machen können? Wenn das aber selbstverständlich die Absicht des Dichters ist, so ist es geradezu dessen „Pflicht", „den Ton seines Jahrhunderts anzunehmen". Das ist nun freilich eine sonderbare Pflicht; und auch der Grund, den Lessing ihr gibt, steht nicht eben hoch. Doch weist diese Pflicht auf eine höhere Auffassung der Dichtung hin, die bei Lessing schon früh durchschimmert: die Dichtung sollte nationalen Charakter haben. Wenn sich aber Lessing über den ausländischen Witz beklagt, der auf den durch Gottsched gereinigten Theatern Deutschlands herrsche, so ist er mehr durch das nationale Selbstgefühl bestimmt als durch die Einsicht in die Bedeutung der Volkstümlichkeit für die echte Poesie. Sonst könnte er es ja auch nicht dem Dichter zur „Pflicht" machen, den Ton seiner Zeit und seines Volkes „anzunehmen".

Gottsched hatte für das Drama feste Regeln aufgestellt. Die Art, wie Lessing seinen geliebten Plautus gegen den Vorwurf verteidigt, daß er gegen diese Regeln verstoßen habe, läßt mit genügender Deutlichkeit erkennen, daß Lessing die Gesetze des Dramas kaum weniger schulmeisterlich auffaßt als Gottsched. Die Regeln der Poesie haben für ihn ungefähr dieselbe Bedeutung wie die Regeln der Grammatik, so daß man ganz wohl auch Fehler des Dichters unterscheiden könnte, die einen doppelten oder nur einen einfachen Strich verdienen. Immerhin spricht sich Lessing gegen die Detaillierung der Regeln aus. Es gefällt ihm offenbar, daß Batteux alle Regeln der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz zurückführen will: die Nachahmung der schönen Natur. Das ist nach Lessing „ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, festhalten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreiet und sie bloß einem einzigen, unumschränkten Gesetz unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller anderen enthält". Aber dann gibt Lessing doch wieder Diderot recht, der von Batteux eine genaue Erklärung verlangt, was denn die schöne Natur sei: dadurch wird die Regel erst anwendbar. In ihrer unbestimmten Allgemeinheit hat sie für die Praxis nicht mehr Wert, als wenn ein Schuster seinem Lehrjungen

die Anweisung geben würde: jeder Schuh muß dem Fuße passen, für den er gemacht ist. „Der dümmste Junge würde ihm antworten: das versteht sich."

Die Schweizer haben gegen Gottsched das Recht der Phantasie betont. Lessing weiß denn auch viel von dem auffahrenden Feuer, von der Hitze des Geistes zu reden, die den wahren Dichter macht; er bezeichnet die Werke des Dichters sogar als Ausbrüche des ihn treibenden Gottes. Aber er meint, wie wir schon gesehen haben, damit nur eine Begeisterung, in die der Dichter sich selbst setzen kann. Außerdem ist es ihm höchst unklar, wie der begeisterte Dichter sich zu den Regeln verhalten soll, deren Beobachtung doch für die Poesie wesentlich ist. In einem offenherzigen Bekenntnis über den Reim hilft er sich resolut dadurch, daß er eine republikanische Freiheit proklamiert, die er überall einführen würde, wenn er könnte. „Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht."

Dieses salomonische Urteil macht nicht eben einen erhebenden Eindruck von Lessings derzeitiger Einsicht in das Wesen der Kunst. Doch dürfen wir darüber nicht vergessen, daß er in seinen Rezensionen mit gesundem Verstand und natürlichem Geschmack manche treffliche Bemerkung macht. Das Beste, was er sagt, führt denn freilich in der Regel auch von der eigentlich ästhetischen Betrachtung ab. So hat er z. B. die theologische oder religiöse Schwäche von Klopstocks Messias sicher erfaßt. Darin erhebt er sich wohl über seine Zeitgenossen, während seine ästhetische Kritik des Gedichtes nicht eben bedeutend ist.

3.

In der Schrift „Pope ein Metaphysiker!" nimmt Lessing Baumgartens Definition eines Gedichtes auf, daß es eine „vollkommene sinnliche Rede" sei. Daraus leitet er den Satz ab, daß der Dichter kein System haben könne, systematische Belehrung nicht Sache des Dichters sei. Das ist ihm so einleuchtend, daß er sogar eine berühmte Dichtung des Altertums preisgibt: „Lucrez und seinesgleichen sind Versmacher, aber keine Dichter." Lehren will der Dichter trotzdem: er will die Wahrheiten, die er zu lehren gedenkt, nur nicht systematisch vortragen, sondern in ihrem schönsten und stärksten Lichte darstellen. Denn indem er lehrt, will

er Eindruck machen; die Wahrheit, die er vorträgt, soll überzeugend rühren. Daraus zieht Lessing eine Folgerung, die uns zeigt, daß er noch eine sehr äußerliche Vorstellung von dem Verhältnis des Dichters zu seiner Dichtung hat. Alle Wahrheiten, die der Dichter vortragen will, sollen gleich überzeugend rühren. Wie ist das zu erreichen? Dazu hat der Dichter kein anderes Mittel, als diese Wahrheit nach diesem System, und jene nach einem anderen auszudrücken. „Er spricht mit dem Epikur, wo er die Wollust erheben will, und mit der Stoa, wo er die Tugend preisen soll." Und der „Dichter" kann offenbar nach Willkür und Absicht das eine wie das andere.

Als Lessing diesen Gedanken niederschrieb, hatte er in seiner ästhetischen Entwickelung doch schon einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Er hatte inzwischen nach englischem Vorbild die „Miß Sara Sampson" gedichtet und damit das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland eingeführt, von dem Gottsched noch nichts gewußt hatte oder nichts hatte wissen wollen. Darin hatte er auch gegen Gottscheds Vorschrift die Einheit des Orts gebrochen. Das hat nun freilich nicht eben viel zu bedeuten; aber dieses Trauerspiel bekundet auch einen Fortschritt in der Auffassung der Poesie, der in Zusammenhang steht mit Lessings eigener persönlichen Entwickelung. Das lehrt uns ein Blick auf sein bisheriges Schaffen.

In Lustspielen wie „Der junge Gelehrte" und „Die alte Jungfer" hatte Lessing die menschliche Torheit von der lächerlichen Seite darzustellen gesucht, ohne sich viel um ihr Verständnis zu bemühen. Darum artet die Komik in einen recht rohen Spott aus. „Die Juden" und „der Freigeist" preisen die Tugend an, ebenfalls ohne sich viel um ihr Verständnis zu bemühen: wobei die gute Absicht den ästhetischen Mangel etwas weniger empfindlich macht. In Miß Sara Sampson sucht nun Lessing Leidenschaft und Schicksal einfach darzustellen, also zum Verständnis zu bringen, mit keiner anderen Absicht, als dadurch das Urteil über den Menschen zu berichtigen.

Ist das die Aufgabe der Dichtung, so ist das wichtigste Erfordernis an den Dichter die Kenntnis des menschlichen Herzens; und sein Geheimnis ist „die magische Kunst", „jede Leidenschaft vor unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen". Zu einem richtigen Gedicht genügt also nicht die Beobachtung gewisser Regeln und die Nützlichkeit der Moral: vielmehr soll es Seele haben; und nur wenn es Seele hat, wird es auch den richtigen

Eindruck auf die Seele machen. Es ist insbesondere die Aufgabe des Dramatikers, seine Figuren zu beseelen: er soll lebendige Menschen erschaffen. Das ist die Hauptsache. Kann er ihnen durch Beobachtung gewisser Regeln auch einen wohlgestalteten Körper geben, um so besser; aber das ist Nebensache.

Lessing hat also erkannt, daß die Dichtung geschaffen wird und nicht verfertigt. Aber hat er das wirklich erkannt? Hat er wirklich verstanden, was das zu bedeuten hat? Eine schriftliche Auseinandersetzung mit Nicolai und Mendelssohn über das Wesen des Trauerspiels zeigt uns, daß das nicht der Fall ist.

Lessing hält daran fest, daß das Trauerspiel bessern soll. Aber damit ist nur der Endzweck angegeben, nicht das Mittel, durch das er erreicht werden soll: darum verdankt man diesem Grundsatz, so richtig er ist, manches elende Trauerspiel. Lessing ergänzt ihn, indem er das Mittel angibt, durch das der Endzweck allein erreicht werden kann: das Trauerspiel soll bessern durch die Erzeugung von Leidenschaften, die den Menschen besser machen. Eine solche Leidenschaft, nein: die Leidenschaft, die den Menschen besser macht, ist das Mitleid. „Der mitleidige Mensch ist der beste Mensch. ... Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser, und das Trauerspiel, das jenes tut, tut auch dieses, oder — es tut jenes, um dieses tun zu können.“ Daraus folgert Lessing einerseits, daß die beste Person im Trauerspiel, der Held des Trauerspiels, auch die unglücklichste sein muß; andererseits, daß der Held nicht unempfindlich sein darf gegen sein Unglück; daß er nur so viel Standhaftigkeit haben darf, um unter seinem Unglück nicht auf eine unanständige Art zu erliegen. Ein bloßer Bösewicht flößt uns kein Mitleid ein, und ebensowenig ein Muster von Tugendhaftigkeit, das über alle menschliche Bedürftigkeit erhaben ist. An dem richtigen, guten und doch zugleich fehlbaren, starken und immer zugleich schwachen Menschen soll und kann das Trauerspiel das Mitleid einüben, wie andererseits das Lustspiel zu der Fertigkeit verhelfen soll, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen, also das Lachen sozusagen einüben soll. So bessert auch das Lustspiel; denn wer das Lächerliche leicht wahrnimmt, wird alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden suchen und eben dadurch der wohlgezogenste, gutgesittetste Mensch werden.

Das möge nun dahingestellt bleiben. Wir haben hier nur auf das zu achten, was für Lessings derzeitige Auffassung der Kunst charakteristisch ist.

Da ist erstens zu bemerken, daß Lessing in seinem ästhetischen Denken durch eine moralische Theorie bestimmt ist: der mitleidigste Mensch ist der beste Mensch. Das schien ihm noch ganz selbstverständlich; heutzutage ist dieser Satz bekanntermaßen strittig geworden. Die Auffassung der Kunst sollte aber, wenn anders die Kunst eine elementare Funktion des menschlichen Geistes ist, von Moraltheorien unabhängig sein.

Sodann hat sich Lessing die Frage nicht vorgelegt, ob der Dichter die Erregung des Mitleids mit Absicht erzielen, also im Dichten durch die Absicht bestimmt sein darf, Mitleid zu erregen; ob diese Absicht die dichterische Produktivität trägt, ob sie sie nicht vielmehr hemmt. Es könnte ja ganz wohl sein, daß die Erregung des Mitleids die richtige Wirkung des richtigen Trauerspiels wäre; aber nicht alle Wirkung muß Absicht sein, und manche Wirkung kann nur unabsichtlich hervorgebracht werden. So ist es auch eine Frage, ob es der Erregung des Mitleids förderlich sei, daß man die Absicht des Dichters merkt, auf die Tränendrüsen zu wirken. Auch das Lachen kann dadurch verhindert werden, daß man bemerkt, man solle zum Lachen gebracht werden. Ferner glaubt Lessing offenbar selbst nicht recht daran, daß der Zweck des Dramas sich in der Besserung des Zuschauers erschöpfe. Denn er bemerkt beiläufig, daß der Nutzen des Trauerspiels wie des Lustspiels von dem Vergnügen unzertrennlich sei: „die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens ist Vergnügen; und es ist großer Vorteil für den dramatischen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm eines ohne das andere sein kann." Worauf das Vergnügen am Trauerspiel beruht, hat Lessing in einem anderen Zusammenhang angedeutet: alle Leidenschaften, auch die allerunangenehmsten, sind als Leidenschaften angenehm, weil wir uns darin eines größeren Grades unserer Realität bewußt werden. In diesem Sinne kann also auch das Mitleid angenehm werden. Doch hat Lessing diesen fruchtbaren Gedanken hier nicht weiter verfolgt, hat auch das Vergnügen am Trauerspiel mit dem moralischen Zweck des Trauerspiels nicht in eine innere Verbindung gebracht.

Endlich verrät Lessing, ohne es selbst zu merken, daß die Absicht der Besserung zum Verständnis der Kunst nicht ausreicht. Es gibt außer dem Drama auch eine Epopöe (um von der Lyrik mit Lessing jetzt ganz abzusehen). Lessing reserviert dem Trauerspiel den bedauerten Helden; der Vorwurf der Epopöe ist der

bewunderte Held. So wie in dem Heldengedicht die Bewunderung das Hauptwerk ist, alle anderen Affekte, das Mitleid besonders, ihr untergeordnet sind: so sei in dem Trauerspiele das Mitleid das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung besonders, sei ihm untergeordnet. Der Heldendichter läßt seinen Helden unglücklich sein, um seine Vollkommenheiten ins Licht zu setzen; der Tragödienschreiber setzt seines Helden Vollkommenheiten ins Licht, um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen. Nun ist aber Lessing gar kein Bewunderer der Bewunderung; wer die größte Fertigkeit im Bewundern hat, ist ihm der größte Geck, wie ihm derjenige der beste Mensch ist, der die größte Fertigkeit im Mitleid hat. Auch ist die Nacheiferung fremder Tugend, zu der man durch die Bewunderung bewegt wird, keine wirklich tugendhafte Tat: diese müßte eben ein anderes Motiv haben als das der Nacheiferung. Also hat die Epopöe, wenn sie den zu bewundernden Helden vorführt, keinen moralischen Wert und Zweck; und wenn alle Poesie dazu dienen sollte, die Menschen zu bessern, so müßte die Epopöe eher unterdrückt werden. Sie kann ja nur die Pseudotugend fördern, nicht die wirkliche Tugend. Aber die Epopöe ist doch da, und Lessing will sie keineswegs verwerfen. Übrigens ist Lessing auf dem Wege, auch ihr einen tieferen Sinn abzugewinnen. Er weist nämlich darauf hin, daß das Unglück des Helden in der Epopöe keine Folge aus dem Charakter desselben sein dürfe, weil es sonst Mitleid erregen würde; vielmehr müsse es ein Unglück des Verhängnisses und Zufalls sein, an welchem seine guten und bösen Eigenschaften keinen Teil haben. Äneas ist fato profugus. Aber Lessing hat diesen Gedanken nicht weiter verfolgt.

4.

Über die Meinung, daß der lyrische Dichter durch willkürliche Vorstellungen eine Leidenschaft in sich errege, um ein Gedicht zu machen, scheint Lessing durch die Kriegslieder eines preußischen Grenadiers hinausgeführt zu werden. Denn er rühmt diesem Grenadier nach, daß die ganze Begeisterung des Dichters sein Heroismus sei. Daraus leitet er ab, daß der Dichter sich eine eigene Gattung von Ode gemacht und nicht in dem Geiste einer schon bekannten gedichtet habe. Was er von Tyrtäus gelernt haben könnte, nämlich eben die heroische Gesinnung, das ist ja einem Preußen nicht minder natürlich als einem Spartaner. Auch seine

Prunklosigkeit, seine Neigung zu einer einfachen volkstümlichen Sprache könnte daraus abgeleitet werden, daß eben eine ungekünstelte Vaterlandsliebe in seinen Liedern sich ausspricht. So hätte Lessing mit Hilfe dieser Lieder tiefer in das Wesen der Lyrik eindringen können — wenn er nicht zu gut gewußt hätte, daß sein Freund Gleim den preußischen Grenadier nur spiele und die heroische Gesinnung nur durch willkürliche Vorstellungen in sich errege. Es paßt auf Gleim mutatis mutandis nur zu gut, was Lessing früher über den Dichter schrieb, der fremde Empfindungen nachbildet: „Der Dichter hat alsdann ruhig in seiner Stube gesessen, er hat die Züge der schönen Natur aus verschiedenen Bildern mühsam zusammengesucht und ein Ganzes daraus gemacht, wovon er sich selbst aus einem kleinen Ehrgeize zum Subjekte annimmt." Auch Gleims Verwünschungen gegen die Feinde des Preußenkönigs hätte Lessing nicht so tragisch nehmen müssen. Sie kamen dem guten Gleim gewiß nicht von Herzen.

In den Abhandlungen über die Fabel aber geht Lessing wieder ganz und gar von dem Gedanken aus, daß die Aufgabe des Dichters sei zu lehren. Dazu wird er freilich durch die Alten verführt, denen die Fabel zu dem Gebiete der Philosophie gehörte; er selbst bezeichnet sie als den gemeinsamen Rain der Poesie und Moral. Aber es ist nun eben charakteristisch für ihn, daß er die Fabel durchaus nur als ein Hilfsmittel auffaßt, die moralischen Wahrheiten anschaulich und eindringlich zu lehren. Daraus zieht er sogar die Folgerung, daß der Fabeldichter die Erregung der Leidenschaften so viel als möglich vermeiden müsse; leidenschaftliche Erregung ist ja ein Hindernis klarer Erkenntnis. Dagegen ist im Interesse der Erkenntnis, daß der allgemeine moralische Satz auf einen besonderen Fall zurückgeführt, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit erteilt und eine Geschichte daraus gedichtet wird, in welcher man den allgemeinen Satz anschaulich erkennt. So entsteht also die Fabel, ein reines Produkt des Verstandes. Die Phantasie, die dazu gehört, zur Veranschaulichung eines allgemeinen Satzes ein Geschichtchen zu erdichten, braucht man kaum zu rechnen, da sie um des lehrhaften Zwecks willen sich jeglicher Ausschmückung enthalten muß. Durch einen Ausputz, der mit der darzustellenden Lehre nichts zu tun hat, wird die Fabel aus einem sicheren Mittel der lebendigen Überzeugung ein Kinderspiel. Nun verdient der Ernst, mit dem Lessing einer damals beliebten poetischen Spielerei entgegentrat, gewiß alle Anerkennung. Aber es ist doch auch

ein Beweis von einem gründlichen Mangel an poetischem Empfinden, wenn er den Ernst der Fabel nur dadurch retten zu können glaubt, daß er sie streng auf ihren lehrhaften Zweck berechnet. Daß die Spielerei eine Entartung des Spiels sein könnte, ist Lessing nicht in den Sinn gekommen.

In den Literaturbriefen hebt Lessing kräftig hervor, daß die Dichtung, speziell das Drama, dem Volkscharakter entsprechen müsse. Aber er hat das nicht aus dem Wesen der Kunst abgeleitet, noch auch daraus Folgerungen für die Auffassung der Kunst gezogen. Das wirklich Bedeutende in seiner Kritik liegt gerade in den Literaturbriefen nicht auf ästhetischem Gebiet.

5.

In den Abhandlungen über die Fabel verwirft Lessing Allegoristerei und Schilderungssucht, weil sie ihm dem Zwecke der Fabel zu widersprechen scheinen. Allegoristerei und Schilderungssucht sind auch die Gegner, die er im Laokoon hauptsächlich bekämpft. Aber seine Betrachtung hat sich erweitert und verschoben. Die Schilderungssucht erkennt er jetzt überall in der Poesie als eine Geschmacksverirrung; sodann zieht er auch die bildende Kunst herein, deren derzeitige Modekrankheit ihm die Allegoristerei zu sein scheint. Sein Verwerfungsurteil aber begründet er jetzt nicht mit dem selbstverständlichen letzten Grund, daß Allegoristerei und Schilderungssucht den Zweck der Kunst gefährde. Er hat vielmehr als Ursache des Fehlers erkannt, daß man die Mittel der Darstellung, die jeder Kunst zu Gebote stehen, falsch verwendet, nämlich zur Darstellung von Objekten, für die sie nicht geeignet sind. Da kann natürlich nichts Gutes herauskommen. Hält sich aber jede Kunst in ihren Grenzen, d. h. an die Gegenstände, die ihren Darstellungsmitteln entsprechen, so fallen solche Verirrungen wie Schilderungssucht in der Poesie, Allegoristerei in der bildenden Kunst von selbst weg. Nun stellt der Maler durch Figur und Farbe dar, der Dichter durch das Wort. Figur und Farbe koexistieren im Raum und können deshalb nur darstellen, was im Raum koexistiert; die Worte folgen sich in der Zeit und können deshalb nur darstellen, was in der Zeit aufeinander folgt. Also ist das natürliche Objekt der bildenden Kunst der Körper, das natürliche Objekt der Poesie die Handlung. Immerhin kann die Poesie auch Körper schildern, aber nur andeutungsweise durch Handlungen; und ebenso kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeu-

tungsweise durch Körper. Weil aber die Malerei in ihren koexistierenden Kompositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen kann, muß sie den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird. Ebenso kann die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Diese Bestimmungen sind für Lessing offenbar die Hauptsache, und er glaubt dadurch den Gegner, den er bekämpft, gründlich abgetan zu haben. Trotzdem sind Zweifel an der Richtigkeit von Lessings Theorie nicht ausgeblieben; und es dient auch dem Verständnis Lessings, daß wir solche in Kürze andeuten.

Zunächst ist zu beachten, daß Lessing zwar durch diese Bestimmungen die Schilderungssucht aus der Poesie ausschließt, einen triftigen Grund gegen die Allegoristerei in der bildenden Kunst aber nicht gibt. Selbstverständlich kann der bildende Künstler mit Figur und Farbe nur darstellen, was ins Auge fällt. Aber was ins Auge fällt, sagt uns doch oft etwas ganz anderes, als was eben mit dem sinnlichen Auge zu sehen ist: warum sollte der Künstler, wenn er wiedergibt, was ins Auge fällt, uns nicht auf dieses andere hinführen wollen? Besteht nicht die Kunst eben darin, daß er durch das, was ins Auge fällt, dieses andere andeutet? Kurz: ist nicht alle Kunst symbolisch? Und wenn der notwendige Symbolismus der Kunst nicht in eine willkürliche Allegoristerei ausarten soll, so ist die Grenze schwerlich auf dem Wege zu bestimmen, den Lessing einschlägt.

Ferner: sehen wir zunächst von der Kunst ab, so dient die Rede dem Beschreiben von Körpern offenbar nicht minder als dem Erzählen von Handlungen. Freilich kann kein Körper mit den Hilfsmitteln der Rede vollständig beschrieben werden — so, wie man ihn sieht; aber es kann auch keine Handlung mit den Hilfsmitteln der Rede vollständig erzählt werden — so, wie sie erlebt wird. Deshalb eben ist das Erzählen eine Kunst: daß durch die Art der Erzählung die Phantasie des Hörers angeregt wird, die Handlung, die der Erzähler im Sinn hat, zu produzieren. Aber sollte es dann nicht auch eine Kunst des Beschreibens geben: daß durch die Art der Beschreibung die Phantasie des Hörers angeregt würde, das Bild des Gegenstands zu produzieren, das der Beschreibende im Sinn hat, — und das in den Worten der Beschreibung freilich so wenig

liegt wie die Handlung in den Worten der Erzählung! Also wäre die Technik des guten Beschreibens wie des guten Erzählens zu bestimmen; und es wäre zu bestimmen, wie der Erzählung einer Handlung die notwendige Beschreibung der Gegenstände richtig eingefügt wird. Lessing hat diese Aufgabe nicht direkt zu lösen gesucht, sondern indirekt: durch Bestimmung des Verhältnisses von Malerei und Poesie. Nicht zum Nutzen der Sache. Denn er hat so das Gute, das er zur Sache vorbringt, mit einer allgemeinen Theorie verknüpft, die immer dem Zweifel ausgesetzt ist.

Endlich: hätte Lessing die Grenze der Malerei und Poesie auch unzweifelhaft richtig gezogen, so bleibt immer noch die Frage, ob er daran wohl getan hat, den schlechten Geschmack seiner Zeit aus einem mangelhaften Verständnis der künstlerischen Technik zu erklären. Macht denn vollendete Technik schon das Kunstwerk schön und gut? Lessing weiß, daß das durchaus nicht der Fall ist. Und wenn das Kunstwerk nicht gefällt: ist es denn die schlechte Technik, die das Mißfallen erregt? Sie kann wohl die Ursache sein, warum der Künstler kein Kunstwerk zustande bringt, das gefallen könnte: aber das Mißfallen an dem Kunstwerk fließt nicht daraus, daß der Beschauer das bemerkt. Die richtige Technik mag die Bedingung des ästhetischen Eindrucks sein; aber der ästhetische Eindruck ist kein Urteil über die künstlerische Technik. Lessing selbst verwahrt sich energisch dagegen, daß an die Stelle des Genusses der Kunst die frostige Bewunderung für die Virtuosität des Künstlers trete. Aber er selbst verführt zu dieser Verirrung des Geschmacks, indem er die Technik in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt. Er hätte besser daran getan, seine Abneigung gegen Schilderungssucht und gegen Allegoristerei direkt zu begründen, mit ihrem wirklichen Grunde — und das war gewiß nicht die Einsicht, daß man sich darin gegen die Gesetze der Technik verfehle; die folgte erst hinterher.

Fruchtbarer als diese technischen Erwägungen sind in der Tat einige Nebengedanken, die Lessing im Laufe der Untersuchung einfließen läßt; denn sie kommen dem eigentlichen Wesen der Kunst näher. Die bedeutendsten mögen folgende sein.

Lessing faßt die Kunst ganz allgemein als Nachahmung auf. Natürlich sollte sie Nachahmung einer Sache sein, die den Nachahmungstrieb des Künstlers erregt. Wenn aber der Maler den Dichter, der Dichter den Maler nachahmt, so ahmt er eine Nachahmung nach. Nicht anders verhält es sich selbstverständlich, wenn der

Dichter den Dichter, der Maler den Maler nachahmt. Die Kunst soll also ein unmittelbares Verhältnis zu der Sache haben, die sie darstellt. Der Dichter soll original sein, nicht Kopist. Damit ist alle Kunst abgewiesen, die nicht dem unmittelbaren Eindruck einer Sache entstammt, sondern der Beschäftigung mit der Kunst; also ein Kunstleben, das neben dem wirklichen Leben fortwuchert und sich nicht immer wieder aus diesem erneuert.

Als wirkliche Kunstwerke läßt Lessing nur solche Werke gelten, bei denen der Künstler ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung seiner Kunst hingearbeitet hat. So fallen aus dem Bereich der Kunst alle die angeblichen Kunstwerke heraus, die ausdrücklich für den religiösen Kultus bestimmt waren. Bei ihrer Verfertigung mußte der Künstler Rücksichten nehmen, die mit der eigentlichen Absicht der Kunst nichts zu tun haben. Was aber von der Religion gilt, sollte das nicht auch von der Moral gelten? Oder ist das die höchste Wirkung der Kunst, daß sie bessere? Ist das ihre eigentümliche Wirkung? Das ist doch wohl nicht anzunehmen; daß man jemand eindringlich ins Gewissen redet, ist doch nicht eben eine künstlerische Leistung. Welches ist also die höchste, die eigentümliche Wirkung der Kunst?

Lessing sagt gelegentlich, der Endzweck der Künste sei „Vergnügen“. Aber er macht sofort gegen diese Bestimmung mißtrauisch, indem er eine Folgerung daraus zieht, die die Kunst in ein ziemlich übles Licht bringt. „Vergnügen ist entbehrlich,“ fährt er fort; und so sei es kein Widersinn, daß die Künste bei den Alten bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen seien. Anders verhalte es sich mit der Wissenschaft, deren Endzweck die Wahrheit ist. Wahrheit ist der Seele notwendig, darum dürfen sich die Gesetze über die Wissenschaft keine Gewalt anmaßen... Es wäre schlimm für die Kunst, wenn sich die Sache so verhielte; aber Lessing verrät an anderen Orten, daß ihm die Kunst doch nicht bloß ein entbehrliches Vergnügen ist, sondern auch in einer Beziehung zu der „Wahrheit“ steht, die sie der Wissenschaft gleich stellt. Lessing findet, daß der weise Grieche die bildende Kunst auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt habe. Als wahre hohe Kunst anerkennt Lessing nur die Darstellung des Schönen. Was an dem Kunstwerk entzückt, ist nur die Vollkommenheit des Gegenstandes; und sie muß schon den Künstler gereizt haben, sich seinen Gegenstand zu wählen. Was also den Künstler macht, das ist der aufgeschlossene Sinn für die Vollkommenheit (die Schönheit) der körperlichen Dinge, und die

Fähigkeit diese darzustellen. Die Bedeutung dieser Bestimmungen tritt in ein helleres Licht, wenn wir sie, einer Andeutung Lessings folgend, auf den Dichter übertragen. Seiner Nachahmung steht das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit offen. Auch er hat also nur die Vollkommenheit der Welt darzustellen; was an seinem Werke entzückt, soll die Vollkommenheit des Gegenstandes sein, die ihn selbst zu dessen Darstellung gereizt hat; was den Dichter macht, das ist der aufgeschlossene Sinn für die Schönheit des Daseins und die Fähigkeit, sie durch das Wort auszudrücken und dadurch anderen aufzuschließen. Wie der menschliche Körper der höchste, ja der einzige Gegenstand der hohen Kunst ist, so ist der menschliche Held das Höchste, was die Dichtkunst hervorbringen kann. Lessing erläutert denn auch an dem Philoktet des Sophokles, was er mit den Griechen unter einem echt menschlichen Helden versteht.

Ist nun das die Wahrheit der Welt, daß sie als Ganzes vollkommen ist, daß auch alles einzelne in ihr als notwendiger Bestandteil des vollkommenen Ganzen vollkommen ist: so ist die Aufgabe des Künstlers, die Wahrheit der Welt, die seinem Sinne sich eröffnete, den stumpferen Sinnen anderer zu erschließen. Sie ruht auf dem Glauben an die unbedingte Vollkommenheit der Welt; wie sollte ein Mensch, der von ihr nicht entzückt worden ist, andere durch ihre Darstellung entzücken? Darum braucht sich aber der Künstler nicht, wie Lessing meint, der Darstellung des Häßlichen zu enthalten. Wirklich Häßliches kann es in einer vollkommenen Welt nicht geben; und die Aufgabe des Künstlers ist vielmehr, in dem anscheinend Häßlichen die wirkliche Schönheit aufzuzeigen.

Mit anderen Worten: die Kunst ist zwar der Religion nicht dienstbar, aber sie ist selbst Religion: der Ausfluß einer religiösen Stimmung, und das beste, ja vielleicht einzige Mittel diese mitzuteilen.

6.

In der Hamburgischen Dramaturgie hat Lessing, was er früher über das Drama im besonderen und die Poesie im allgemeinen gedacht hat, wieder aufgenommen, berichtigt, weitergeführt. So anziehend es wäre, diese Arbeit im einzelnen zu verfolgen (sie würde den besten Einblick in die Stetigkeit von Lessings Entwickelung geben), so müssen wir doch darauf verzichten; wie wir auch

das viele Treffliche übergehen müssen, das Lessing in seiner Kritik der Stücke und Aufführungen nur so beiläufig oder zwischen den Zeilen sagt. Wir müssen uns auf die Frage beschränken, ob Lessing die allgemeine Auffassung der Kunst, die weniger in als hinter dem „Laokoon" steht, festgehalten und etwa noch tiefer begründet und durchgedacht hat. Das ist in der Tat der Fall. Da doch das Drama die Kunstform war, für die er selbst am meisten Talent hatte, so hat er auch in der Deutung des Dramas sein höchstes Verständnis der Kunst niedergelegt.

Lessing bleibt dabei, daß alle Kunst belehren und bessern müsse; er findet es kläglich, daß man das erst beweisen müsse, noch kläglicher, daß es selbst Dichter gebe, die daran zweifeln. Aber er bestimmt nun genauer, wie die Kunst belehre und bessere. In dem letzteren wiederholt er sich; in dem ersteren gibt er neue Gedanken, die wir nicht besser als mit seinen eigenen Worten wiedergeben können.

„In der Natur ist alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt sich, alles wechselt mit allem, alles verändert sich eines in das andere. Aber nach dieser unendlichen Mannigfaltigkeit ist sie nur ein Schauspiel für einen unendlichen Geist. Um endliche Geister an dem Genusse desselben Anteil nehmen zu lassen, mußten diese das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die sie nicht hat; das Vermögen abzusondern und ihre Aufmerksamkeit nach Gutdünken lenken zu können. Dieses Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasselbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verschiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beständiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks sein; wir würden träumen, ohne zu wissen, was wir träumten. Die Bestimmung der Kunst ist, uns in dem Reiche des Schönen dieser Absonderung zu überheben, uns die Fixierung unserer Aufmerksamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenstande oder einer Verbindung verschiedener Gegenstände, es sei der Zeit oder dem Raum nach, in unseren Gedanken absondern oder absondern zu können wünschen, sondert sie wirklich ab und gewährt uns diesen Gegenstand oder diese Verbindung verschiedener Gegenstände so lauter und bündig als es nur immer die Empfindung, die sie erregen sollen, verstattet."

Das ist nun das Allgemeinste und Höchste, was Lessing über die Kunst zu sagen hat. Aber man sieht leicht, daß uns dabei verschie-

dene Fragen bleiben, die Lessing nicht oder doch nicht allgemein beantwortet hat.

Diese Vereinfachung der Welt, die der endliche Geist vornehmen muß, um unter ihrer verwirrenden Mannigfaltigkeit nicht zu ersticken, ist auch die Aufgabe der Wissenschaft; aber sie wird offenbar von der Wissenschaft und der Kunst in einer ganz verschiedenen Weise gelöst. Wie unterscheidet sich nun die Weise der Kunst von der Weise der Wissenschaft? Wie unterscheidet sich die Stellung des Künstlers zur Welt von der Stellung, die der Denker einnimmt? Lessing hat darauf eine Antwort nicht gegeben; da Wissenschaft und Kunst ganz offenkundig divergieren und Lessing über die Kunst doch nur mit praktischer Absicht nachdachte, so kamen ihm diese Fragen wohl überhaupt nie deutlich zum Bewußtsein. Aber deshalb ist er auch nie zur Klarheit darüber gekommen, in welchem besonderen Sinne die Kunst lehrt, die gewiß auch lehrt, aber doch in anderem Sinne als die Wissenschaft. Oder: Lessing ist über die didaktische Poesie eigentlich nie hinausgekommen, weil er sich über die besondere Didaktik der Poesie nie klar geworden ist.

Ferner läßt Lessing als selbstverständlich einfließen, daß die Darstellung der Gegenstände durch die Kunst gewisse Empfindungen erregen soll. Welcher Art aber sind diese Empfindungen? und was tut die eigentümliche Darstellung der Kunst dazu, sie zu erregen? Legt sie, was die Empfindung erregt, in die Gegenstände hinein? oder holt sie es durch ihre eigentümliche Art der Nachahmung aus den Gegenständen nur heraus? Darauf hat Lessing keine allgemeine Antwort gegeben; so erklärt er insbesondere nicht, was es mit dem „Reiche des Schönen" ist, in dem uns die Kunst die Fixierung der Aufmerksamkeit erleichtere. Wie verhält sich dieses Reich des Schönen zum Reiche des Guten? wie verhält es sich zum Reiche der Welt überhaupt? Weil Lessing sich diese Frage nicht vorgelegt hat, ist er auch nicht zur Klarheit darüber gekommen, auf welche besondere Weise die Kunst bessert — die ja freilich bessern soll, aber doch in ganz anderer Weise, als die Predigt es tut. Immerhin hat Lessing angedeutet, auf welche besondere Weise die Tragödie bessert; und dabei deutet er auch an, welche besondere Art von Empfindungen die Tragödie erregen soll.

Lessing wiederholt seinen früheren Gedanken, daß die Tragödie durch die Erregung der Leidenschaft bessern soll. Mit genauerem Anschluß an Aristoteles sagt er jetzt, daß die Tragödie, indem sie Mitleid und Furcht erregt, diese Leidenschaften reinigt. Wenn

er nun aber meint, daß die Reinigung dieser Leidenschaften sie in tugendhafte Fertigkeiten verwandle, indem sie die Seele sozusagen auf die richtige Temperatur der Furcht und des Mitleids stimme, trifft er die eigentümliche Empfindung noch nicht, die gerade die Tragödie erregen soll. Diese kann nicht bloß die richtige Mitte sein zwischen den Extremen der Überempfindlichkeit und Empfindungslosigkeit, also der richtige Grad, die richtige Quantität der Empfindung; sie muß vielmehr eine Empfindung von besonderer Qualität sein. Daß dies Lessings Meinung ist (oder die Meinung, auf die Lessing hinzielt), offenbart sich in den Gründen, die ihn bestimmen, mit Aristoteles das „Gräßliche" von der Tragödie auszuschließen. Gräßlich ist, was einen Jammer erweckt, der einen nur mit Schauder an die Schicksale des Menschen denken läßt, dem sich Murren wider die Vorsehung zugesellt, dem Verzweiflung von weitem nachschleicht. Diesen Jammer darf die Tragödie nicht erwecken, obgleich sie Mitleid und Furcht durch Erregung von Mitleid und Furcht reinigen und zu diesem Zwecke natürlich in die Tiefen des menschlichen Leids hinabführen muß. Die eigentümliche Empfindung des Tragischen ist Mitleid und Furcht, verbunden mit Vertrauen und freudiger Erhebung.

Das ist auch die wahre Empfindung für das Leben, die dem wirklichen Verhältnis des Menschen zur Welt entspricht und durch eine wahre Darstellung dieses Verhältnisses hervorgerufen wird. Es wäre eine Unwahrheit, wenn der tragische Dichter durch die Darstellung des Gräßlichen uns zu hoffnungslosem Jammer verleiten wollte. Denn etwas Gräßliches gibt es in Wirklichkeit überhaupt nicht. Was in der Geschichte Gräßliches geschieht, hat gewiß seinen guten Grund in dem ewigen, unendlichen Zusammenhang aller Dinge, ist also nicht in Wirklichkeit gräßlich, sondern erregt nur uns den Schein des Gräßlichen, weil wir den ewigen, unendlichen Zusammenhang der Dinge nicht durchschauen. In diesem ist Weisheit und Güte, was in den zusammenhangslosen Bruchstücken des Weltlaufs, die wir allein kennen, blindes Geschick und Grausamkeit scheint. Daraus ergibt sich nun die schöne Aufgabe des tragischen Dichters; wobei sich auch herausstellt, daß er nicht bloß von der verworrenen Wirklichkeit das Störende absondern, sondern zu der lückenhaften Wirklichkeit auch das Mangelnde (nämlich den mangelnden Zusammenhang) hinzufügen soll, damit wir von dem Eindruck der Wirklichkeit nicht erdrückt werden. Er soll uns nämlich aus dem wenigen, das wir immer nur von

einem Menschenschicksal wissen, ein Ganzes machen, das völlig in sich abgerundet ist, wo eins aus dem andern sich völlig erklärt; er soll uns dadurch an den Gedanken gewöhnen, daß, wie in dem Ganzen des Kunstwerks, so in dem Ganzen der Welt sich alles zum besten auflösen werde. Das Ganze, das er schafft, soll ein Schattenriß sein von dem Ganzen des ewigen Schöpfers. Der Dichter ist der Seher, dem für das Ganze der Schöpfung das Auge geöffnet ist; und darum kann er durch seinen Schattenriß anderen das Verständnis für den inneren Zusammenhang der Welt eröffnen.

Die Tragödie soll also „bessern", aber doch nicht in einem engen, moralischen Sinn. Sie soll in die richtige Stellung zum Leben bringen, aus der sich dann freilich auch das richtige Verhalten im Leben ergibt. Aber der tragische Dichter hat nicht dies, sondern jenes als Zweck im Auge. Diesen Zweck kann er natürlich nur erreichen, wenn er die Stellung des Menschen zum Leben richtig versteht. Und dann hat er nur die Aufgabe, sie in dem bedeutenden Schicksal eines Menschen richtig darzustellen: so, daß sie den richtigen Eindruck macht, die richtige Stimmung hervorruft. Darauf leitet Lessing hin; und damit treibt er dann freilich auch über sich hinaus.

7.

Lessings Gedanken über die Kunst erreichen darin ihren Höhepunkt, daß die Kunst als ein notwendiges Hilfsmittel, als die höchste Vollendung des Lebens erkannt wird. Nur durch die Empfindung des Tragischen wird das Leben erträglich und schön. Aber Lessing hat diesen Gedanken nur erreicht, nicht aber festhalten können. Das wird durch Lessings ferneres Verhalten gegen die Kunst bewiesen. So verstanden hätte die Kunst Lessings höchstes, ernstestes Interesse dauernd in Anspruch nehmen müssen. Aber nachdem Lessing diese Auffassung der Kunst angedeutet hat, stirbt gerade sein Interesse für die Kunst, um sich nie wieder zu beleben. Was Lessing nach der Hamburger Dramaturgie noch zur Theorie der Kunst gesagt hat (z. B. über das Epigramm), entspringt mehr einem gelehrten als einem künstlerischen Interesse.

Freilich wäre es auch sehr schwer gewesen, die einzelnen Künste, oder auch nur die einzelnen Arten der Poesie, von diesem höchsten Gesichtspunkt aus richtig zu deuten. Lessing hat immer das Drama im Auge, und für dieses paßt denn auch am besten was er sagt. Schon die Übertragung auf das Epos macht Schwierigkeiten, die

Lessing nicht zu lösen versuchte. Ebensowenig hat Lessing das Bedürfnis gehabt, sich über den tieferen Sinn, über den Ernst der Lyrik klar zu werden. Seine eigenen lyrischen Produkte hatten ja auch nicht so viel Ernst, daß sie ihn zum Nachdenken über die wesentliche Bedeutung der Lyrik hätten veranlassen können.

Aber Lessings ästhetisches Interesse hatte sich in der Hamburgischen Dramaturgie überhaupt erschöpft. Zwar hat er noch die Emilia Galotti geschaffen, hat sie aber selbst nicht mehr sehen mögen, sich nicht mehr an ihr erbauen können. Symptomatisch ist auch Lessings Verhältnis zu Goethe. Aus den Dichtungen Goethes, die Lessing noch lesen konnte, mußte er erkennen, daß Goethe den Anforderungen an das dichterische Genie entsprach, die er selbst in dem Nachwort zur Hamburgischen Dramaturgie aufgestellt hatte. Aber Goethe scheint ihm mehr Unbehagen erregt zu haben als Freude. Für Götz von Berlichingen hat er kein gutes Wort. Er hat dieses Drama mit im Auge, wenn er gegen den Bruder seinem Unwillen über das ekelhafte theatralische Unwesen Ausdruck gibt: denn dieses Unwesen reizt ihn, mit Goethe „trotz seinem Genie, worauf er so pocht", anzubinden. Insbesondere aber beweist Lessings bekanntes Urteil über Werther (an Eschenburg, 26. Oktober 1774), daß er von der Höhe, die er in der Hamburgischen Dramaturgie erreicht hatte, tief herabgestiegen ist. Werther ist ja auch eine Art Tragödie; man könnte also wohl fragen, ob Werthers Schicksal die richtige tragische Empfindung erwecke. Aber das kommt Lessing nicht in den Sinn; wie er auch für die Poesie des Werther so wenig ein Auge hat wie für die Poesie des Götz. Sonst könnte er nicht meinen, daß „ein so warmes Produkt", damit es nicht mehr Unheil als Gutes stifte, eine kleine kalte Schlußrede haben müßte, „je zynischer, je besser". Dem entspricht, daß Lessing in seinem Nathan die Kunst bewußtermaßen der Tendenz geopfert hat. Er war eben nicht wesentlich Künstler; darum konnte sich auch das künstlerische Interesse nicht behaupten.

Sechstes Kapitel.

Der Theologe.

1.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Lessing von seinem Vater und seinen anderen Lehrern gewissenhaft im lutherischen Glauben unterrichtet worden ist. Aber die religiöse Unterweisung scheint keinen, oder doch keinen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht zu haben. Die Frage Luthers: „Wie bekomme ich einen gnädigen Gott?“ hat Lessing nie bewegt; sein Heil ist ihm nie zu einem Problem, zu einer Sorge geworden. Das verrät sich ganz deutlich in den Bedenken, die er 22jährig gegen Klopstocks Messias geäußert hat. Es kommt ihm ganz besonderlich vor, daß den Menschen durch den Opfertod des Messias die Liebe der Gottheit „von neuem“ geschenkt worden sei. Das ist freilich etwas Besonderliches, und widerstreitet eigentlich, wie Lessing richtig sieht, dem unveränderlichen Wesen Gottes. Aber dieses Paradox ist der Angelpunkt der lutherischen, nein der christlichen Heilslehre; und wenn Lessing sich darüber nur verwundern kann, so beweist das vor allem, daß ihm diese fremd geblieben ist.

Als nun Lessing nach dem Willen seiner Eltern Theologie studieren sollte, hat er das entschieden abgelehnt. Wir wissen nicht, wie er das seinen Eltern begründet hat; wir wissen also auch nicht, ob seine Ablehnung unter anderem den Grund hatte, daß er sich in dem Glauben, den er als Kirchendiener hätte verkündigen sollen, selbst nicht mehr fest fühlte. Seine Freundschaft mit dem Freigeist Mylius ist kein sicherer Beweis für diese immerhin naheliegende Vermutung; daß er den Eltern seine etwaigen Zweifel nicht bekannte, ist kein sicherer Gegengrund. Denn es sprachen triftige taktische Erwägungen dafür, daß er die Sache nicht von dieser Seite anfaßte. Es hätte sein Verhältnis zu den Eltern völlig unerträglich gemacht, wenn er ihnen offen erklärt hätte, daß er mit dem ihnen so verhaßten Freigeist Mylius mehr oder weniger in religiöser Hinsicht übereinstimme.

Aber es sind gewiß auch nicht bloß taktische Erwägungen, warum Lessing in der Auseinandersetzung mit den Eltern der Frage nach der Wahrheit des Christenglaubens aus dem Wege ging. Denn das hat er auch fernerhin getan, als er von den Eltern un-

abhängig war; und er hat es eigentlich sein Leben lang so gehalten. In seinen letzten Kämpfen hat er uns eine Erklärung dafür gegeben, an deren Richtigkeit nicht zu zweifeln ist. Da erzählt er, der bessere Teil seines Lebens sei in eine Zeit gefallen, in welcher Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion gewissermaßen Modeschriften waren. Und so habe denn auch er diese Schriften mit Begier verschlungen. Aber er sei dann dessen natürlich überdrüssig geworden, die nämliche wichtige Sache immer nur von einer Seite plädieren zu hören. Darum habe er bald mit derselben Begier nach allen Schriften wider die Religion gegriffen. Das Resultat sei gewesen, daß er immer nur von einer Seite zur anderen gerissen worden sei; wobei jedoch (das ist charakteristisch für Lessing) nicht der Gegner, sondern der Vertreter einer Position ihm diese verdächtigt habe. „Je bündiger mir der eine das Christentum erweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich; je mutwilliger und triumphierender mir es der andere zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.“ Mit einem eigenen Versuch, sich ein „Christentum der Vernunft“ zurechtzulegen, kam er in solche Schwierigkeiten, daß er die Arbeit aufgab. Bezeichnenderweise war es die Frage nach dem Ursprung des Übels, woran er hängen blieb.

Wenn er nun aber durch die theoretische Untersuchung der Wahrheit des Christentums zu keinem sicheren Resultat kam, so mußte ihm der Akzent ganz auf das Praktische fallen. Das Christentum kann ja, auch wenn seine Wahrheit theoretisch nicht zu beweisen ist, praktisch gut sein; und es kann, ob es theoretisch wahr ist oder nicht, praktisch richtig und praktisch falsch vertreten werden. Ebenso kann der Zweifel und der Unglaube mit einer verschiedenen Praxis des Lebens verbunden sein; und es kann die Praxis der Freigeisterei abgewehrt werden müssen, auch wenn dem theoretischen Zweifel sein Recht zugestanden wird.

Auf diese rein praktische Behandlung religiöser Fragen ist Lessing offenbar schon sehr frühe hingewiesen worden (er bedient sich ihrer bereits in der Auseinandersetzung mit den Eltern); und er ist nie über sie hinaus- oder immer wieder auf sie zurückgekommen, weil ihn eben die theoretische Untersuchung des Christentums zu keinem sicheren Resultat führte.

2.

In den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit macht sich Lessing viel mit der Religion zu schaffen. Das Rezensieren gibt ihm reichliche Gelegenheit dazu; aber er ergreift sie offenbar nicht ungern. Auch in seinen „Briefen" und „Rettungen" behandelt er gerne religiöse Fragen.

Dabei stellt er sich durchaus auf seiten der Religion gegen die Freigeisterei. Was ihn aber an dieser abstößt, das ist vielmehr der Immoralismus: daß man die Tugend herabsetzt, in dem Menschen das Gefühl der Verantwortlichkeit untergräbt, den bloßen Sinnengenuß als das Glück des Lebens darstellt. Das legt er insbesondere den französischen Aufklärern zur Last. Demgemäß schätzt er die Religion, also auch das Christentum, als Schutzwehr der Tugend. Dazu rechnet er aber auch das Vertrauen in die göttliche Vorsehung, die demütige Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Wider die Vorsehung zu murren, ist ihm eine schwere Versündigung. Darum soll man den Menschen nicht mit seinem Schicksal unzufrieden machen. Übrigens findet er es unpassend, sich in kleinen Dingen auf Gottes Vorsehung zu beziehen. Um das Dogma bekümmert er sich kaum: die Heilstatsachen und Heilswahrheiten des positiven Christentums interessieren ihn, wie schon bemerkt, nicht.

Wenn er aber die Religion ganz überwiegend als Hort der Tugend schätzt, läßt er auch nur das Christentum gelten, das sich in einem tugendhaften Wandel bewährt. Daß man nur die christliche Lehre im Gedächtnis und im Munde hat und die christlichen Gebräuche gewohnheitsmäßig mitmacht, ist kein Christentum, oder doch nur ein Christentum ohne allen Wert.

Auf die bloße Gewohnheit, auch wenn sie sich den edleren Namen der Pietät gibt, hält er überhaupt nicht viel. „Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll." Es ist nichts nötiger, als sich von seinem Glauben zu überzeugen; und wie wäre wirkliche Überzeugung möglich ohne vorhergegangene Prüfung? Dazu genügt aber offenbar nicht, daß man sich nur um seinen eigenen Glauben bekümmert; man muß auch den Glauben anderer kennen lernen. Und natürlich darf man an diesen nicht mit dem Vorurteil herantreten, daß er selbstverständlich nur ein Irrwahn sei. Vielmehr muß man auch ihn zu seinem Rechte kommen lassen, ihn unpar-

teiisch mit dem eigenen Glauben vergleichen — oder vielmehr mit dem Glauben, in dem man selbst erzogen worden ist. Denn durch diese Vergleichung soll er ja erst zur Überzeugung erhoben werden, also zum eigenen Glauben werden.

Wer aber darin eine Gefahr für den Glauben sieht, der hat ein schlechtes Vertrauen auf dessen Wahrheit, ein schlechtes Vertrauen in Gott. Ist das Christentum Wahrheit, so wird es sich gerade durch die unbefangene Vergleichung mit anderen Religionen auch immer wieder als Wahrheit bewähren. Und was wäre denn Gott, wenn er den aufrichtigen Wahrheitsforscher seiner Aufrichtigkeit wegen dem Irrtum verfallen ließe? Wer die Religion selbst religiös betreibt, kann die freie Forschung in Sachen der Religion unmöglich verwehren wollen.

Darin rundet sich alles, was der junge Lessing in Sachen der Religion sagt, ab, daß die herrschende religiöse Befangenheit dem Geiste der Religion, speziell des Christentums, widerspreche. Er selbst erweist seine Unbefangenheit mit bewundernswerter Parität in der Verteidigung der Herrnhuter, in der Rettung des „Atheisten" Cardanus, in einer sehr freundlichen Auffassung des Mohammedanismus. Freilich kann man sich dabei des Verdachtes nicht erwehren, daß er seine innere Freiheit in Sachen der Religion nicht gerade der Sicherheit seines eigenen Christenglaubens verdankt. Wenn der Glaube, dem er einen so kräftigen Ausdruck geben kann, ihm wirklich feststeht, so hat er jedenfalls mit dem positiven Christentum wenig zu tun.

3.

Nachdem Lessing sich über religiöse Fragen längere Zeit ausgeschwiegen hat, geht er in den Literaturbriefen wieder mit einer auffälligen Vorliebe auf sie ein. Gewisse religiöse Strömungen der Zeit reizen ihn, dazu Stellung zu nehmen; und er nimmt nun seine Stellung in einer höchst charakteristischen Weise. Er vertritt nämlich die Sache der alten Orthodoxie gegen eine neumodische Rechtgläubigkeit, die ihm ganz unsympathisch ist. So macht er dem jungen Wieland nicht bloß den Vorwurf, daß er die Religion wegwitzle, damit seine geistlichen Schriften auch zugleich amüsieren können: er weist auch darauf hin, daß Wieland bei seiner prätentiösen Verteidigung des Christentums den rechten Glauben gefährde. Wenn Wieland die ungeschickte Einteilung der Theologie in eine dogmatische und moralische verwirft, so erkennt Lessing

daraus, daß er sich aus dem Inhalt der Dogmatik überhaupt nichts mache und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wissen wolle. Wenn Wieland verlangt, daß man von den eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen anderen als mit Worten der Schrift reden solle, so zieht ihm Lessing die Konsequenz, daß er damit auf einmal alle möglichen Ketzer in den Schoß seiner Kirche aufnehme.

So weist Lessing auch gegen Klopstock darauf hin, daß seine angeblich beste Art, über Gott zu denken, der Schwärmerei Tür und Tor öffne und in die Bahnen eines Böhme führe. Und wenn Klopstocks Freunde für die religiöse Erziehung empfehlen, daß man Jesum erst bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben lehre, so fürchtet Lessing sehr, die strengen Verehrer der Religion werden damit nicht zufrieden sein. Und er gibt diesen offenbar recht. „Im Vorbeigehen" merkt er folgendes an: „Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz anderen an dessen Statt setzen; es heißt, mit einem Worte, sein Kind so lange zum Sozinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? in welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimnis einzusehen, als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimnis ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten?"

Das ist nun freilich eine Verteidigung der Erziehung im orthodoxen Glauben, die ihren Urheber kaum in den Verdacht der Orthodoxie bringen konnte und sollte. Warum sträubt sich dann aber Lessing, daß das harte Dogma erweicht werde? daß die Religion als eine erhabene Moral gelehrt werde? Lessing selbst hat sie ja früher wesentlich als Tugendmittel geschätzt! Hat er seinen Sinn inzwischen geändert? oder schätzt er sie auch nicht mehr als eine Quelle tugendhafter Gesinnung? Lessing hat es nicht für gut befunden, ein Glaubensbekenntnis abzulegen; wir können also diese Fragen nicht sicher beantworten. Aber wir können verstehen, was ihn bestimmt, diese Stellung einzunehmen.

Ein gewisser religiöser Fortschritt, der seit seiner Jugend eingetreten zu sein scheint, ist aus guten Gründen nicht nach seinem Geschmack. „Wissen Sie denn nicht," fragt er den fingierten Empfänger der Literaturbriefe, „daß itzt ein guter Christ etwas ganz

anderes zu sein anfängt, als er noch vor dreißig, fünfzig Jahren war? Die Orthodoxie ist ein Gespötte geworden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus dem Christentum gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus, wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E., daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffenden Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: und so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird." Diese „neumodische Rechtgläubigkeit" ist also religiöser Schwindel; und dieser religiöse Schwindel deckt sich durch Intoleranz gegen andere; und zwar durch eine Intoleranz der schlimmsten Art: indem er Andersdenkenden nicht die Rechtgläubigkeit abspricht (auf Streitigkeiten des Glaubens läßt er sich ja gar nicht ein), aber die Rechtschaffenheit. Das kann Lessing nicht ungerügt hingehen lassen; und da gefällt ihm die alte Orthodoxie wirklich besser, die dem natürlichen Menschen die Rechtschaffenheit nicht abspricht, und nur behauptet, daß seine Rechtschaffenheit ohne den Glauben vor Gott nichts gelte.

Diese neumodische Rechtgläubigkeit wird nun aber dadurch ermöglicht, daß die Religion aus einer Sache des Glaubens in eine Sache der Empfindung umgesetzt wird; und diese Empfindung wird dann im Handumdrehen für ein Denken ausgegeben. Demgegenüber kann Lessing gewiß mit vollem Ernst betonen, daß die Wahrheit nicht so im Taumel der Empfindung zu haschen sei. Er kann sich auch insofern auf die Seite der alten Orthodoxie stellen, als sie zum Hauptzweck der geoffenbarten Religion macht, nicht den rechtschaffenen Mann zu bilden, sondern den rechtschaffenen Mann zu höheren Einsichten zu erheben. Daß die geoffenbarte Religion diesen Hauptzweck wirklich erreiche, leugnet er nicht gerade, behauptet er auch nicht gerade: im Kampfe mit diesem Gegner ist es jedenfalls klüger, das jetzt nicht zur Frage zu stellen. Lessing findet für gut, hervorzuheben, daß er der Religion nichts vergeben wolle. Aber er fügt dann sofort auch hinzu: „und auch der Vernunft nichts." Damit wird aber der Vernunft jedenfalls etwas vergeben, daß das klare bestimmte Denken in Sachen der Religion durch eine enthusiastische Empfindung ersetzt werden soll.

Demgegenüber betont er an anderem Orte mit Leibniz, daß die Kritik zur Festsetzung der Wahrheit unserer Religion ganz unentbehrlich sei. Die alte Orthodoxie weist natürlich jede Kritik der Heiligen Schrift (darum handelt sich's) mit offener, ehrlicher Entrüstung zurück; aber das ist Lessing unvergleichlich lieber, als wenn die neumodische Orthodoxie eine ehrliche Auseinandersetzung umgeht.

So ist Lessings Stellung und Taktik wohl zu begreifen, obgleich nicht zu leugnen ist, daß sie eine ganz ehrliche Auseinandersetzung ebenfalls umgeht.

4.

In Breslau hat Lessing die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte fleißig gelesen. Unter den Gründen für die Wahrheit der christlichen Religion war für die Verteidiger derselben keiner der geringsten derjenige, der von der Ausbreitung des Christentums hergenommen wurde. In dieser sollte sich die unmittelbare Hand Gottes zeigen. Lessing, der sich schon früher viel mit apologetischen Schriften beschäftigt hatte, ohne dadurch zu einer sicheren Überzeugung zu gelangen, wollte nun über diesen Beweisgrund fürs Christentum ins klare kommen. Er untersuchte also die Anfänge des Christentums und trat in diese Untersuchung mit dem höchsten Ernste ein. „Unterziehe dich ihr", sagt er zu sich selbst, „als ein ehrlicher Mann. Sieh überall mit deinen eigenen Augen. Verunstalte nichts; beschönige nichts. Wie die Folgerungen fließen, so laß sie fließen. Hemme ihren Strom nicht; lenke ihn nicht." Aber das Studium der Quellen zeigt ihm nicht sowohl die unmittelbare Hand Gottes, als daß es bei der Fortpflanzung und Ausbreitung des Christentums sehr menschlich zugegangen sei. Er fand nicht nur Spuren einer sehr heilsamen Klugheit, ja der feinsten, studiertesten Politik; — oder vielmehr: das Verhalten der Christen gegen die Heiden überhaupt, gegen die Sklaven und Ketzer schien ihm, aus welchen Motiven es auch fließen mochte, die Wirkungen der feinsten und studiertesten Politik gehabt zu haben; er entdeckte auch Dinge, die ihn an die Ausbreitung der Bacchanalien in Rom erinnerten. So findet er das Mißtrauen der Heiden gegen die Liebesmahle der ersten Christen nicht eben so ganz unbegreiflich. Er ist geneigt, in dem Enthusiasmus der ersten Christen wie in dem Enthusiasmus der heidnischen Religionen eine ansteckende Krankheit zu erkennen. Also überhaupt, es scheint ihm, daß die christliche Religion durch ganz natürliche Mittel fortge-

pflanzt und ausgebreitet worden sei. Aber er warnt davor, daß man daraus wider die Religion selbst etwas Nachteiliges folgere, deren „anderwärts erwiesene Richtigkeit" er bei seiner Untersuchung absichtlich beiseite setzt.

Aber wenn er diese Warnung auch an sich selbst richtete, so scheint er doch auf eine recht bedenkliche Auffassung von der Entstehung der geoffenbarten Religion gekommen zu sein. Stammt ein nachgelassener Aufsatz über dieses Thema aus der Breslauer Zeit, so reduziert er die „Offenbarung" darauf, daß der Stifter einer Religion vorgebe, das Konventionelle, ohne das eine öffentliche Religion nicht sein kann, komme in seiner Religion ebenso gewiß von Gott, nur mittelbar durch ihn, wie das Wesentliche jeder Religion (daß man einen Gott erkenne, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suche, auf diese würdigsten Begriffe bei allen Handlungen und Gedanken Rücksicht nehme) unmittelbar aus eines jeden Vernunft fließe. Da dieses Vorgeben notwendig ist, will Lessing es offenbar nicht als Betrug fassen. Er beurteilt es nur nach seiner Zweckmäßigkeit, und findet unter diesem Gesichtspunkt, daß alle positiven und geoffenbarten Religionen gleich wahr und gleich falsch seien: gleich nützlich und gleich gefährlich. Daß das Konventionelle für geoffenbart gilt, sichert die Übereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion; aber als geoffenbart bekommt das Konventionelle eine solche Bedeutung, daß es das Wesentliche in der Religion (die natürliche Religion) schwächen und verdrängen kann. Darum ist die beste geoffenbarte Religion die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.

Wie steht es dann aber damit, daß die Religion, die geoffenbarte Religion, nicht sowohl den rechtschaffenen Mann bilden als vielmehr den rechtschaffenen Mann zu höheren Einsichten erheben wolle? Wenn die Offenbarung nur dazu dient, in der Ausübung der öffentlichen Religion die nötige Übereinstimmung zu sichern, so hat sie nicht einmal die Absicht, den rechtschaffenen Mann zu bilden. Als bloßes Vorgeben aber, und als ein Vorgeben, das dem Konventionellen neben dem Wesentlichen und gegen dieses ein bedenkliches Gewicht verleiht, wird sie kaum die höhere Einsicht fördern, diese viel eher hemmen. Mit dieser Auffassung der Offenbarung ist Lessing auf dem Wege, ein entschiedener Feind der geoffenbarten Religion zu werden.

Lessing hat weder die geschichtliche Untersuchung über die Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion, noch seine Gedanken über die Entstehung der geoffenbarten Religion zu Ende geführt. Aber er scheint sich doch in der folgenden Zeit immer wieder mit religiösen Fragen beschäftigt zu haben: ohne zu einem Ziel zu kommen, und mit wachsender Verstimmung. Im Oktober 1768 schreibt er seinem Freund Ebert, der Abhandlungen über die Wahrheit der christlichen Religion übersetzt hatte, daß er ihm gern jede Übersetzung als sein eigenes Werk anrechnen wolle: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. „Das pro und das contra über diesen Punkt habe ich eines so satt wie das andere. Lieber schreibt von geschnittenen Steinen; Ihr werdet sicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böses stiften." Weil er von dem pro und contra über diesen Punkt immer hin- und hergeworfen wird, läßt er sich sogar im November desselben Jahres zu dem Paradox hinreißen: „Mit allen zu unserer wahren Besserung wesentlichen Studien ist man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird."

Aber im Januar 1771 hat seine Stimmung umgeschlagen. Da glaubt er in Fergusons Moralphilosophie ein Buch gefunden zu haben, das nach dem Studium der Altertümer, in dem er schließlich doch nur ein Steckenpferd sehen kann, sich die Reise des Lebens zu verkürzen, endlich wieder seinem Geist Nahrung gibt. Er schreibt darüber an Mendelssohn: „Ist es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruche wir nun schon einmal leben und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? Und von dergleichen Wahrheiten sehe ich in dem Engländer schon manche von weitem. Wie auch solche, die ich längst für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich besorge es nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurteile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich wieder werde holen müssen. Daß ich es zum Teil nicht schon getan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrat wieder ins Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wenn und wo man bleiben soll; und Tausenden für einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." Was er aus dem weggeworfenen Unrat als mitweggeworfene Wahrheit wieder holen möchte, sagt Lessing nicht. Aber um was sollte es sich sonst handeln, als um eine Wiederannäherung an das positive

Christentum? Das haben denn auch seine Freunde, insbesondere sein Bruder Karl befürchtet. Um sich dieses Verdachts zu erwehren, spricht sich Lessing in der folgenden Zeit je und je in der wegwerfendsten Weise über die Orthodoxie aus. Aber er verhehlt auch nicht, daß ihm die neumodischen Geistlichen noch viel mehr gegen den Geschmack gehen, die viel zu wenig Theologen und noch lange nicht genug Philosophen sind. „Was ist sie anders, unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?" Die Orthodoxie hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher die Theologie und die Philosophie jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Die neumodische Theologie reißt diese Scheidewand nieder; aber sie führt nicht zu einem vernünftigen Christentum, wie sie vorgibt, sondern nur zu einer unvernünftigen Philosophie. „Darin sind wir einig," schreibt Lessing den 2. Februar 1774 dem Bruder, „daß unser altes Religionssystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem der menschliche Scharfsinn sich mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt." Lessing tritt also auf den Standpunkt zurück, den er schon 1759 in den Literaturbriefen eingenommen hatte.

Was hat ihn dazu veranlaßt? Was hat überhaupt sein Interesse für die religiöse Frage wieder aufgefrischt? Es war, wie wir schon gesehen haben, Reimarus, der ihm diesen Dienst leistete. Aber dieser konnte durch seinen Angriff auf das positive Christentum nur eine Sympathie mit der Orthodoxie wieder wecken und verstärken, die in Lessing latent vorhanden und in der Eigenart seines Geistes tief begründet war. So mechanisch reagierte Lessing auf einen äußeren Reiz denn doch nicht, daß ihn jeder Angriff als solcher zur Verteidigung des Angegriffenen herausgefordert hätte. Worin war also Lessing mit der Orthodoxie verwandt? und was schied ihn doch wieder von ihr?

Lessing hatte früher die Meinung ausgesprochen, daß die Religion (die geoffenbarte) nicht sowohl den rechtschaffenen Mann bilden, als den Rechtschaffenen zu höheren Einsichten bringen wolle. Wenn Lessing überhaupt der Religion eine besondere Bedeutung

neben der Tugend einräumen wollte, konnte er es nur auf diese Weise tun. Daß er das Wesentliche der Religion in einem unbestimmten Gefühl gesehen hätte, war ganz gegen seine Art. Er stimmte also mit dem Intellektualismus der Orthodoxie überein, wofern er nicht doch der Versuchung unterlag, die Religion auf die Moral zu reduzieren. Aber auch das mußte einen so scharfen Verstand, wie er ihn hatte, sympathisch ansprechen, daß die Orthodoxie die Glaubenswahrheit als ein Mysterium bezeichnet und doch durch paradoxe Formeln exakt zu bestimmen sucht: Trivialität imponiert ihm so wenig wie Verschwommenheit. So steht ihm die Orthodoxie trotz aller inneren Widersprüche, ja gerade durch diese, entschieden näher als eine Vermittelungstheologie, die sich mit unklarem Gerede und affektiertem Enthusiasmus durchhilft. Ein Rätsel zu erraten hat für ihn mehr Reiz, als Gemeinplätze für letzte Wahrheiten auszugeben. Und das Rätsel erweckt in ihm schon dadurch, daß es ihm eine Aufgabe stellt, das günstige Vorurteil, daß hinter ihm auch etwas stecken müsse. Noch in der „Erziehung des Menschengeschlechts" hat Lessing an dem Rätsel der Dreieinigkeit, der Erbsünde, der Genugtuung seinen Scharfsinn versucht.

Andererseits ist Lessing ein zu heller Kopf, als daß er die bloße Aufstellung des Rätsels schon für dessen Lösung nehmen könnte. Das paradoxe Dogma ist ein Rätsel; gerade als Rätsel flößt es Interesse, ja Achtung ein; aber die Lösung muß doch erst gesucht werden. Und ganz unerträglich ist es natürlich, wenn daraus eine Pflicht gemacht wird, den bloßen Wortlaut des Rätsels als dessen Lösung anzuerkennen, als die Wahrheit, auf die das Rätsel doch nur hinführen will. Daß man durch das Rätselwort gereizt wird, sein Geheimnis erraten zu wollen, müßte dann als Versuchung zum Bösen betrachtet werden. Und während das Rätsel, wenn das Raten freigegeben ist, den Geist zu erhöhter Tätigkeit anreizt, stumpft es ihn ab, wenn es als die schon gefundene Wahrheit nur eingeprägt werden soll. Durch einen Glaubenszwang, der das Nachdenken über den Glauben verwehrt, wird das paradoxe Dogma aus einem Segen in einen Fluch verwandelt.

So können wir auch wohl verstehen, daß Lessing es befürwortete, dem Kinde die Glaubensgeheimnisse einzuflößen, ehe seine Vernunft sich dagegen sträubt. Damit stimmt er nicht etwa dem Philosophen bei, der die bittere Pille des Dogmas zu schlucken empfahl, ohne sie zu kauen. Vielmehr kann Lessing es wirklich für gut fin-

den, daß dem Kinde (um in dem Bilde zu bleiben) eine Nahrung dargereicht wird, die ihm nachträglich Verdauungsbeschwerden macht. Wird sie nur richtig wiedergekäut, so kann sie auch assimiliert werden; und ihr wirklicher Nährgehalt ist so groß, daß sie des Wiederkäuens wohl lohnt. Aber das darf natürlich nicht zur Sünde gemacht werden, daß der Geist diese Nahrung auch wirklich verdaue, also zersetze. Das ist der Fehler der Orthodoxie; nicht etwa, daß sie das Dogma nicht preisgeben will. Der schlimmere Fehler der Vermittelungstheologie ist aber, daß sie, um der Mühe des Rätselratens überhoben zu sein, das gehaltvolle Rätsel wie eine taube Nuß wegwirft. Lessing muß darauf hinzielen, daß das Rätselwort des Dogmas nicht wegen seiner Paradoxie als Unsinn verlacht, aber auch nicht in seiner Paradoxie als die Wahrheit bloß wiederholt werde; daß es vielmehr richtig geschätzt werde, nämlich als Rätsel, aus dem die Wahrheit erst herausgedeutet werden muß.

5.

Man darf freilich daran zweifeln, ob Lessing diese seine Aufgabe scharf erfaßt hat; jedenfalls hat er sie in den Kämpfen, worein ihn die Herausgabe der Fragmente des Ungenannten brachte, nicht scharf im Auge behalten. Darauf haben wir schon hingewiesen; wir haben auch schon bemerkt, daß dadurch der eigentliche theologische Ertrag seines Kampfes merklich geschädigt worden ist. Doch hat Lessing noch manchen guten Gedanken vorgetragen, der bis heute für Theorie und Praxis der Religion nicht völlig ausgenutzt ist. Um ihn nicht einfach abschreiben zu müssen, gebe ich den Sinn seiner Ausführungen, oder vielmehr Andeutungen, wie bisher ganz frei wieder.

Im Vordergrunde steht natürlich, daß er die Duldung des Andersdenkenden als Menschen- und Christenpflicht einschärft. Dabei bekämpft er mit besonderem Nachdruck den Wahn, als ob jemand aus bloßem bösen Willen die Wahrheit verkennen könne. Das widerspricht den Gesetzen des Denkens. Der Mensch kann nur für wahr halten, was ihm evident ist; und was ihm wirklich evident ist, das hält er eben für wahr, kann er also nicht für unwahr halten. Ebenso kann er natürlich nicht für wahr halten, was sich ihm nun einmal als unwahr darstellt. Einen freien Willen des Fürwahrhaltens und Nichtfürwahrhaltens gibt es nicht.

Die Duldung wird aber zur Notwendigkeit durch die tatsächliche

Relativität der religiösen Erkenntnis. Aus ihr folgt, daß Rechtgläubigkeit und Ketzerei auch nur relative Gegensätze sind. Das beleuchtet Lessing in doppelter Hinsicht an Berengar von Tours und Leibniz. Berengar wurde im Mittelalter als Ketzer verurteilt; der lutherische Theologe sieht jetzt in ihm einen Vorläufer der richtigen, orthodoxen Auffassung des Abendmahls. So kann natürlich auch, wer heute als Ketzer verurteilt wird, einem zukünftigen Geschlecht zum Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit werden. An Leibniz aber verdeutlicht Lessing, daß der Denker ohne eine doppelte Wahrheit, eine exoterische und eine esoterische, nicht auskommen kann. Auch ein Denker wie Leibniz tritt nicht kraft seines freien Denkens aus der Überlieferung des Geisteslebens heraus. Aber indem er die überlieferte Wahrheit sich denkend zueignet, bildet er sie um. So kommt er, der wirklich Orthodoxe (gerade er hat den richtigen Sinn des Glaubens erfaßt), in den Verdacht der Heterodoxie: wer in dem überlieferten Glauben als solchem die Wahrheit sieht, kann in dessen Umbildung nur eine Abweichung von der Wahrheit sehen. Der wirklich rechtgläubige Denker wird dieses Mißverständnis nicht dadurch fördern, daß er die Wahrheit, die er aus der Überlieferung herausgearbeitet hat, als Widerspruch gegen diese darstellt. Im Gegenteil: er wird seine Übereinstimmung mit der Überlieferung betonen, diese aber im Sinne seiner Wahrheit, die ja wirklich darin enthalten ist, deuten. Dadurch ermöglicht er sich zugleich, der Wahrheit bei denen Eingang zu verschaffen, die sich noch unfrei an die Überlieferung gebunden fühlen. Diese weise Taktik ist immer möglich, weil in aller überlieferten Meinung ein Kern der Wahrheit enthalten ist. Es gibt keinen reinen Irrtum, wie es keine reine Wahrheit gibt. Da die esoterische Wahrheit des Denkers natürlich auch nie die reine, letzte Wahrheit ist, empfiehlt es sich um so mehr, sich in der exoterischen, auf die Traditionsgläubigen berechneten Rede möglichst an den überlieferten Ausdruck der Wahrheit anzuschließen.

Aber die Wahrheit soll fortschreiten; und was erst esoterische Wahrheit war, soll auch einmal exoterische Wahrheit werden. Es ist natürlich eine Frage der Klugheit, ob dieser Übergang auf irgendeinem Punkte gewagt werden soll. Nun scheint Lessing wenigstens in einer Hinsicht die Zeit für gekommen zu erachten, daß eine bisher esoterische Erkenntnis der Denkenden vor die Öffentlichkeit trete. In der überlieferten Theologie wird die Wahrheit des Christentums durch Berufung auf geschichtliche Tatsachen ge-

stützt. Das ist natürlich ein Widersinn: alle Wahrheit ist ewige Wahrheit; ihr Gegenstand ist das ewige Verhältnis von Gott und Welt. Jede geschichtliche Tatsache ist aber nur ein zufälliges Ereignis. Und wenn sie gar (als „Wunder") in ihrer Zufälligkeit eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Weltlauf bilden soll, kann sie um so weniger die ewigen Gesetze des Geschehens erweisen. Außerdem ist ja der Zweifel nie ganz auszuschließen, ob die geschichtliche Tatsache auch zuverlässig überliefert worden ist. Darum können zufällige Geschichtswahrheiten niemals der Beweis von ewigen Vernunftwahrheiten werden; und darum sollte man aufhören, das Christentum, dessen Wahrheit natürlich wie alle Wahrheit ewige Wahrheit ist, auf geschichtliche Tatsachen zu gründen. Gibt man diese falsche Methode des Beweises für die christliche Wahrheit nicht auf, so wird deren Überzeugungskraft notwendig gefährdet. Es ist darum an der Zeit, daß das Christentum sich auch als die ewige Wahrheit gebe, die es ist. Der Geschichtsglaube sollte in einen Vernunftglauben übergehen, das „positive" Christentum in ein „Christentum der Vernunft". Ein solches hatte sich ja Lessing schon in seiner Jugend konstruieren wollen; ein solches steht ihm jetzt noch als Ziel vor Augen, dem man zustreben muß, wenn das Christentum nicht zu einem Aberglauben erstarren soll.

So etwa hat sich Lessing die religiöse Lage zurechtgelegt; — die religiöse Lage, in der wir uns, beiläufig, heute noch befinden. Den Übergang des Geschichtsglaubens in den Vernunftglauben hat er aber vor dem großen Kampf an einem einzelnen Beispiel dargelegt, der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen; und nach dem großen Kampf hat er ihn in der „Erziehung des Menschengeschlechts" als den eigentlichen Sinn der Religionsgeschichte nachgewiesen. Aber es war wohl kein glücklicher Zufall, der ihn veranlaßte, gerade aus dem abstoßendsten Dogma der Kirche die ewige Vernunftwahrheit herauszudestillieren. Er mußte da bei den Autoritätsgläubigen und bei den Vernunftgläubigen auf mehr guten Willen des Verständnisses rechnen, als auf beiden Seiten tatsächlich vorhanden war. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" aber hat sich ihm seine Auffassung unter der Hand verengert. Das Ziel der geschichtlichen Bewegung sollte doch sein, daß aus der Geschichtswahrheit die Vernunftwahrheit heraustrete; womit die Wahrheit zugleich alle zeitliche Bedingtheit der Formulierung abstreifen sollte. Daß dies das eigentliche Ziel ist, scheint noch durch, wenn Lessing aus den wichtigsten Dogmen der Kirche die Vernunft-

wahrheit herauszulesen sucht. Aber wo er das Ziel ausdrücklich nennt, setzt er es darein, daß der Mensch das Gute tue, weil es das Gute ist. Dadurch wird der Sinn des „neuen ewigen Evangeliums" nicht minder verkürzt als der Inhalt der überlieferten Religion. Denn in dieser ist es doch nur eine Nebensache, die nur für die alleräußerlichste Auffassung zur Hauptsache werden konnte, daß man das Böse um einer diesseitigen oder jenseitigen Strafe willen meiden müsse; und wenn das neue, ewige Evangelium nichts weiter enthält, als daß man das Gute um des Guten willen tun solle, so ist es ärmlich genug. Daß Lessing diese moralistische Verengerung seiner Auffassung der Religionsgeschichte durch andere Gedanken wieder durchbrochen hat, werden wir später sehen.

Es wäre nun außerdem Lessings Aufgabe gewesen, für den Übergang von dem Geschichtsglauben zu dem Vernunftglauben praktische Vorschläge zu machen. Denn darin liegt ja eben die Schwierigkeit, daß dieser Übergang durch eine geordnete Reform vollzogen werde, nicht durch eine wilde Revolution. Oder, da die Revolution eben kein Übergang, sondern ein Bruch in der Entwickelung wäre, so ist die schwierige Aufgabe die, daß die wilde Revolution vermieden werde durch eine geordnete Reform. Lessing drückt das so aus, daß Bedingungen müßten gefunden werden, unter denen die Christen den Deisten erlauben könnten, innerhalb ihrer Pfähle zu wohnen. Er selbst aber fand sich offenbar nicht berufen, praktische Vorschläge zu machen. Er bemerkt nur, daß selbstverständlich die Deisten nicht die Freiheit haben können, den Gott der Christen zu verlachen. Mit anderen Worten: der Vernunftglaube soll die Beschränktheit des Geschichtsglaubens nicht durch Verspottung bekämpfen wollen; wodurch ja auch nur das Gegenteil erreicht würde: daß der Geschichtsgläubige es um so mehr für Pflicht erachten würde, seinen verspotteten Geschichtsglauben nicht zu verleugnen. Andererseits sollte natürlich dem Vernunftglauben von dem Geschichtsglauben nicht bestritten werden, daß er sich die Wahrheit des Geschichtsglaubens in seiner Weise wenigstens zueignen wolle. Den guten Willen kann man ja auch dem Irrenden zugestehen. Lessing selbst geht, indem er das Seinige zur Beseitigung der unerträglich gewordenen Spannung zwischen Geschichts- und Vernunftglauben beitragen will, davon aus, daß der gute Wille zur Verständigung vorhanden sei. Darin hat er sich getäuscht; und er mußte sogar die Kränkung erleben, daß ihm selbst die bona fides abgesprochen wurde. Man

kann Lessing nicht von jeder Schuld freisprechen, daß der Kampf dadurch eine sehr unerquickliche Wendung nahm. Er bediente sich einer so vorsichtigen Taktik, daß er dadurch allerdings den Verdacht erregen konnte, er wolle bessere Christen um das Kleinod ihres Glaubens betrügen. So schreibt er: „Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt werden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder getan: sondern ich leugne, daß diese Wunder .... mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an." Da wurde die überfeine Taktik doch zu einem groben taktischen Fehler. Durfte er wohl darauf rechnen, daß ihm das jemand glaube? Schwerlich. So hätte er wohl auch besser gesagt, was auch logisch richtiger gewesen wäre, daß er die Erfüllung der Weissagung in Christo und die Wunder Christi gar nicht zu leugnen brauche, weil er den Beweis aus Wunder und Weissagung ablehne; und diesen Beweis könne er ruhig entbehren, weil er Christi Lehre aus anderen Gründen als ewige Wahrheit annehme. Wenn er das wirklich bekennen konnte, so war es auch die beste Taktik, daß er gerade heraus erklärte, er nehme zwar die ewige Wahrheit in Christi Lehre an, halte aber die Erfüllung der Weissagung in Christo und dessen Wunder für sehr zweifelhafte geschichtliche Tatsachen. Daß er Wunder und Weissagung einfach geleugnet hätte, das hätte vielleicht nicht einmal seiner eigenen esoterischen Meinung entsprochen. Aber daß er daran zweifelte, das war nun einmal seine Wahrheit, und die mußte er ehrlich bekennen, um nicht seine bona fides zu gefährden. Sonst erregte er den Verdacht, daß er zunächst nur den Wert der geschichtlichen Tatsache erschüttern wolle, um dadurch den Zweifel an ihrer Geschichtlichkeit zu erleichtern; und daß er, wenn er dies erreicht, zu ihrer Leugnung fortschreiten werde, die ihm, trotz seiner ausdrücklichen Erklärung, doch wohl jetzt schon im Sinne liege.

Daß Lessing sein eigentliches Ziel, die Herstellung eines gesunden und gedeihlichen Verhältnisses von Geschichts- und Vernunftglauben nicht scharf im Auge behielt, verrät auch „Nathan", obgleich er andererseits beweist, daß Lessing im Kampfe gewonnen hat. Bedingungen für das Zusammenleben von Bekennern verschiedenen Glaubens werden überflüssig gemacht durch eine Liebe, die als solche in der Verschiedenheit des Glaubens keine Grenze sieht; und wo solche Liebe — d. h. echte Liebe, wirkliche Liebe, einfach: Liebe

— nicht vorhanden ist, werden alle Bedingungen ein freundliches, ersprießliches Zusammenleben nicht garantieren. Indem Lessing im „Nathan“ darauf hindeutet, erhebt er sich über den Kampf, den er abzubrechen gezwungen wurde. Aber nun erregt er den Schein, als ob die geschichtliche Differenzierung des religiösen Glaubens überhaupt nichts zu bedeuten habe. Und das ist doch, wie „die Erziehung des Menschengeschlechts“ zeigt, seine wahre Meinung nicht. So aber ist Lessing, nicht ohne eigene Schuld, zum Herold einer Toleranz des Indifferentismus geworden, der er nach seiner echten Denkweise nicht sein kann. Dieser entspricht wohl eine Liebe, die über alle geschichtliche Bedingtheit religiösen Glaubens übergreift; aber auch das Bestreben, die geschichtliche Entwickelung der Religion für die Bildung einer eigenen Überzeugung redlich zu benützen.

6.

Im Verlauf des Kampfes mußte doch Lessing selbst (wenn ihm das anders ein Müssen war) zu der Untersuchung der geschichtlichen Wahrheit übergehen. Was er darin für die Kirchengeschichte geleistet hat, mag für seine Zeit sehr bedeutend gewesen sein, ist aber doch wohl durch die späteren Fortschritte der Forschung durchweg überholt und also antiquiert. Dagegen haben seine geschichtlichen Betrachtungen nebenbei noch zu einem Resultat von großer theologischer Bedeutung geführt. Lessing hat die Unhaltbarkeit des protestantischen Schriftprinzips klar erkannt. Er sieht nicht nur, daß die Schrift, wenn sie Grund des Glaubens sein soll, zu einer Kunst der Auslegung nötigt, die den Glauben nur diskreditieren kann. Er hat auch bereits entdeckt, daß die protestantische Trennung von Schrift und Tradition reine Willkür ist. Die Schrift ist nichts als der Anfang der christlichen Tradition. Sie setzt also, als kirchliche Überlieferung, die Kirche voraus, und kann nicht der Grund sein, auf den die Kirche erbaut ist. Sie kann auch nicht als Norm des Glaubens betrachtet werden. Die regula fidei ist älter als der Kanon der Schrift und diente als Norm für die Auswahl der Schriften, die in den Kanon aufgenommen wurden. In der Auffassung von Schrift und Tradition steht das höhere Recht auf seiten des Katholizismus. — Daß die regula fidei so wenig zu einem Gesetz des Glaubens taugt wie die Schrift, verstand sich für Lessing von selbst. Aber es lag nicht auf seinem Wege, darauf hinzuweisen.

Die Einsicht in die Unhaltbarkeit des protestantischen Schriftprinzips ist die bedeutendste theologische Leistung Lessings. Dagegen lohnt es nicht der Mühe, auf seine Aus- und Umdeutung der wichtigsten kirchlichen Dogmen näher einzugehen. Er hat darin nur mit gewohntem Scharfsinn einen falschen Weg verfolgt.

Siebentes Kapitel.

Der Philosoph.

1.

Die Vernunftwahrheit, die Lessing hinter der Geschichtswahrheit sucht, ist die Wahrheit für den Philosophen. Wenn Lessing also die Theologie wirklich theologisch behandelt, nämlich zur Erkenntnis der Gegenstände kommen will, die die Theologie beschäftigen, so wird er zum Philosophen. Als Theologe ist er eigentlich bloßer Historiker. Auch die Lösung des religiösen Problems, auf die er hinzielt, findet er als Philosoph, nicht als Theologe.

Umgekehrt ist Lessing als Philosoph durchaus nicht Historiker. Ihm geht die Philosophie nicht in der Geschichte der Philosophie auf; vielmehr ist ihm die Geschichte der Philosophie nur der an sich gleichgültige Weg zur Philosophie, d. h. zur Wahrheit. Darum hat er auch durchaus keine Neigung, sich einer philosophischen Schule zu verschreiben. Er lernt mit Eifer von Leibniz, wird aber nicht Leibnizianer. Indem er von Leibniz die Lehre von der „besten Welt" übernimmt, findet er es „schlimm genug", daß man diese Lehre immer noch nach Leibniz benennt. Lessing glaubt darin die Wahrheit gefunden zu haben; und die Wahrheit ist nicht Leibnizsche Wahrheit, sondern eben die Wahrheit. Später glaubt er durch Spinoza der Wahrheit noch näher gekommen zu sein, fühlt sich darum aber durchaus nicht als Spinozisten. Sein Credo steht in keinem Buch: in Spinozas Ethik so wenig wie in Leibnizens Monadologie oder Theodizee; so wenig wie in der Bibel.

Übrigens scheint ihm Spinoza und Leibniz im wesentlichen einer Meinung gewesen zu sein. Und er neigte wohl dem Gedanken zu, daß alle ernsthaften Philosophen im wesentlichen einer Meinung gewesen seien. Wie er offenbar auch glaubte, daß die ernsthafte Theologie und die ernsthafte Philosophie zusammenfallen in der Erkenntnis der einen Wahrheit. Wenn es sich aber um die

Wahrheit handelt, interessiert ihn das Unwesentliche, die zeitlich bedingte Einkleidung der Wahrheitserkenntnis, nicht. Und so erklärt sich die befremdliche Tatsache, daß er, der Liebhaber der Gelehrtengeschichte, sich mit der Geschichte der philosophischen Theorien nur wenig beschäftigte. Er hat es auch nicht der Mühe wert gefunden, sich mit irgendeinem Philosophen gründlich auseinanderzusetzen. Auch Leibniz und Spinoza reizen ihn dazu nicht. Kants Doktordissertation hat er mit einem spöttischen Epigramm bedacht; dessen spätere Entwickelung hat er nicht beachtet. Und doch ist Kant noch zu Lessings Lebzeiten bis auf die Schwelle der kritischen Philosophie gekommen. Ob Lessing wohl die Kritik der reinen Vernunft einer besonderen Aufmerksamkeit wert gefunden hätte? Ich zweifle daran. Kann denn Kants Wahrheit eine andere sein als eben die Wahrheit, die doch auch schon ein Leibniz und Spinoza hatte? Daß Kant einen neuen Weg lehrte, sich der Wahrheit, der alten Wahrheit, zu vergewissern, wäre Lessing kaum als ein so gar großer Fortschritt erschienen. Und dürfte denn dieser neue Weg wirklich so ganz neu sein? Schlimm genug für Kant, wenn es sich so verhielte!

Da Lessing zu seiner Wahrheit nicht durch eine methodische Auseinandersetzung mit anderen Philosophen gekommen ist, brauchen wir auf sein Verhältnis zu diesen nicht näher einzugehen, wenn wir nun seine „Philosophie" darzustellen versuchen. An der Originalität seiner Gedanken liegt ihm hier noch weniger als sonst; es wäre also nicht in seinem Sinn, wenn wir diese Frage in den Vordergrund stellten.

2.

Lessings erster philosophischer Versuch ist uns wohl in dem Aufsatz „Das Christentum der Vernunft" erhalten. Schon der Titel verrät, daß sich Lessing in seinen Gedanken über Gott, die Welt und den Menschen an das christliche Dogma anschließt. Die Vernunftwahrheit aber, die er darin findet, ist im wesentlichen die Leibnizische Philosophie. Aber Lessing scheint etwas kräftiger zuzugreifen als der vorsichtige Leibniz: ob er freilich die Tragweite seiner Sätze überschaute, läßt sich wohl bezweifeln. Er stellt nämlich die These auf, daß bei Gott Vorstellen, Wollen und Schaffen eins sei. Die einfachen Wesen, die Gott schafft, wagt er als eingeschränkte Götter zu bezeichnen. Da ihre Vollkommenheiten den Vollkommenheiten Gottes ähnlich sind, entnimmt er ihrer Natur

als höchstes Gesetz für ihre Selbstbestimmung die Regel: „Handle deiner individualischen Vollkommenheit gemäß." Das Ziel aller Erkenntnis ist, die Harmonie in der Welt zu erklären; darum wird, allerdings erst nach langen Jahrhunderten, wenn man alle Erscheinungen in der Natur wird ergründet haben, Theologie und Naturlehre zusammenfallen.

Lessing hat diese Gedanken nicht durchzuführen vermocht; er bleibt in der Entwickelung derselben stecken, nachdem er gezeigt hat, daß um der Stetigkeit der Welt willen auch solche Wesen existieren müssen, welche sich ihrer Vollkommenheit nicht deutlich bewußt sind. Er käme jetzt auf das Problem des Übels, des Bösen, der Sünde: und dem fühlt er sich offenbar noch nicht gewachsen. Aber die Richtung, in der er sich bewegen wird, ist nicht zu verkennen. Ist in Gott Vorstellen, Wollen und Schaffen eins, so ist für ein freies Vorstellen, Wollen und Schaffen des Geschöpfes kein Raum mehr da. Ein Gegensatz, ein realer Unterschied von Gott und Welt ist dann nicht festzuhalten. Es kann dann aber auch für die „eingeschränkten Götter" kein äußeres Gesetz geben: indem sie sich selbst folgen, betätigen sie ihre göttliche Vollkommenheit; ihr Ziel kann nur sein suum esse conservare. Wenn Lessing in der Richtung weiterdenkt, die er in dem „Christentum der Vernunft" einschlägt, so wird er von Leibniz zu Spinoza übergehen.

3.

Daß Lessing in dieser Richtung sich weiter bewegt, ist der Schrift „Pope ein Metaphysiker?" abzumerken. Aber die Veranlassung dieser Arbeit brachte es mit sich, daß er seine eigene philosophische Meinung nur einfließen ließ, nicht aussprach. Eine offene Äußerung, die beweist, daß Lessing sich mit Bewußtsein Spinoza genähert hat, findet sich erst wieder in einem Aufsatz aus der Breslauer Zeit. Da bekennt Lessing, daß er sich von der Wirklichkeit der Dinge außer Gott durchaus keinen Begriff machen könne. Das ist nur die Konsequenz seiner früheren These, daß in Gott Vorstellen, Wollen und Schaffen eins sei. In welchem Sinne aber die Dinge, die ihre Wirklichkeit nicht außer Gott haben können, doch von Gott zu unterscheiden seien, darüber hat sich Lessing nicht erklärt. Er hat wohl eben keine Erklärung gehabt, die ihn befriedigte.

In den nächsten Jahren ist in Lessings ästhetischen Schriften, wie wir andeuteten, je und je wahrzunehmen, daß seine Auffassung

der Kunst in einer bestimmten Weltanschauung wurzelt. Es ist der Gedanke der „besten Welt“, der nach seinem Urteil leider noch für ein besonderes Theorem Leibnizens gilt. Aber Lessing hat weder diese Seite seiner Ästhetik besonders hervorgehoben, noch besonders dargelegt, wie er die unvergleichliche Güte der Welt mit der Tatsache des physischen und moralischen Übels vereinige. Erst aus dem Jahre 1776 haben wir wieder eine direkte Äußerung zu einer philosophischen Frage, in der er doch gerade das zu verschweigen für gut befindet, was wir am liebsten von ihm wissen möchten. In der Vorrede zu den philosophischen Aufsätzen seines jungen Freundes Jerusalem, der durch Selbstmord geendet hatte und durch Goethes Werther in den Mund der Leute gekommen war, bekennt sich Lessing mit Jerusalem zu einem strengen Determinismus. Und er meint, daß man mit der Freiheit nichts verliere, wenn nur aus der Unfreiheit des Willens die richtigen Folgerungen für die Praxis des Lebens gezogen werden. Wir brauchen die Freiheit weder zu unserer Tätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort. Der Besitz der Freiheit müßte uns weit unruhiger und besorglicher machen, als das Gefühl seines Gegenteils es je tun könnte. „Zwang und Notwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wieviel willkommener sind sie mir als [die] kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst soviel Fehltritte noch tue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat?“ — Es ist leicht zu sehen, daß diese Gedanken auf halbem Wege stehen bleiben. Wenn der Mensch das „Beste“ „muß“, natürlich immer und in jedem Falle, so gibt es keine „Fehltritte“ mehr, so muß man durch einen sogenannten Fehltritt gerade zum Besten kommen. Es wäre merkwürdig, wenn Lessing das nicht auch gesehen hätte. Aber er hat es nicht für gut befunden, darauf hinzuweisen. Er fährt unbefangen fort: „Also von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Spekulation nicht noch ganz andere Einwände dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeine Augen ebenso befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit

wenigen hier nicht zu fassen stehet." Welches war dieses zweite gemeinen Augen ebenso befremdliche System, über das sich Lessing mit dem jungen Jerusalem so angelegentlich unterhielt?...

Vor der Öffentlichkeit hat sich Lessing nur noch einmal über die letzten Fragen der Weltanschauung geäußert und dabei befremdliche Gedanken ausgesprochen, die freilich für jene Zeit weniger befremdlich waren als für manchen späteren Verehrer Lessings. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" stellt Lessing zur Frage, ob nicht die Rätsel der Geschichte die beste Lösung in der Hypothese finden, daß jeder einzelne Mensch das Leben auf dieser Welt mehr als einmal durchlebe. Nur so könne jeder einzelne Mensch die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, durchlaufen. Offenbar ist es für Lessing selbstverständlich, daß jeder einzelne Mensch wie das ganze Menschengeschlecht zur Vollkommenheit gelangen muß. Geschieht das tatsächlich nicht in einem Leben, so muß der Mensch eben das Leben wiederholen, bis er zur Vollkommenheit gelangt ist. Diese Hypothese scheint Lessing darum nicht weniger annehmbar, weil sie die älteste Erklärung des Lebensrätsels sei, auf die der menschliche Verstand verfiel, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte. Daß wir keine Erinnerung an ein früheres Leben haben, scheint ihm kein triftiger Einwand zu sein. Er glaubt zu erkennen, daß das für das jetzige Leben nur gut sein könne. Und was wir auf jetzt vergessen müssen, brauchen wir ja nicht auf ewig vergessen zu haben. Übrigens begnügt sich Lessing damit, diese Hypothese zur Diskussion gestellt zu haben.

4.

Doch hat er sich, wie nachgelassene Aufsätze bezeugen, über diese Dinge in den letzten Jahren seines Lebens noch bestimmtere Gedanken gemacht; und gegen F. H. Jacobi hat er sich privatim auch ziemlich offen darüber ausgesprochen. Darin geht er über seine früheren Aussagen in folgenden Punkten hinaus.

Da jeder Mensch (oder jede Seele, solange sie als Mensch erscheint) auf der Wanderung durch verschiedene menschliche Körper vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelangt, hat niemand gegründete Ursache, mit seinem Lose unzufrieden zu sein. Lessing glaubt aber auch in der täglichen Erfahrung zu bemerken, daß kein Mensch mit der gegenwärtigen Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten mißvergnügt sei. Ja, es dünkt

ihm ganz wider die Natur des Menschen zu sein, wenn er damit mißvergnügt sein könnte. Er kann sich nur einbilden, daß er die Ausbildung, die er erreicht hat und mit der er nicht mißvergnügt sein kann, unter anderen Lebensverhältnissen auf eine bequemere Weise hätte erreichen können. Aber das ist eben bloßer Wahn. Welchen Sinn es hat, daß der Mensch diesem Wahn unterworfen ist, darüber hat sich Lessing nicht ausgesprochen. Aber er mußte wohl annehmen, daß auch das ein notwendiger Faktor in seiner Entwickelung zur Vollkommenheit sei.

Ferner hat Lessing den Gedanken gewagt, daß der Mensch im Fortschritt seiner Entwickelung noch weitere Sinne bekommen könne (z. B. einen Sinn für Magnetismus und Elektrizität), wie er auf früheren Stufen seiner Entwickelung wohl weniger Sinne gehabt haben möge. Die genauere Ausführung dieses Gedankens, die Lessing selbst nur flüchtig angedeutet hat, ist von geringem Interesse. Aber wir erkennen daraus, daß Lessing nicht bloß an eine moralische Fortentwickelung des Menschen gedacht hat, sondern auch an eine metaphysische Entwickelung. Es ist nicht so, wie es sich in der Erziehung des Menschengeschlechts noch darstellt, daß der Mensch auf der Wanderung durch verschiedene Existenzen nur zu lernen hätte, das Gute um des Guten willen zu tun. Lessing ist der bloße Moralist nicht geblieben, der er bei seinem entschiedenen Determinismus auch nicht bleiben konnte.

Endlich hat Lessing gegen Jacobi rückhaltlos erklärt, daß er sich von einem außerweltlichen Gott schlechterdings keine Vorstellung machen könne. In dieser Hinsicht bekenne er sich zu Spinozas deus sive natura. Das ist nur die Konsequenz seiner früheren Gedanken: ist keine Wirklichkeit der Dinge außer Gott zu denken, so auch keine Wirklichkeit Gottes außerhalb der Dinge. Und um auf einen seiner allerfrühesten Gedanken zurückzugreifen: ist bei Gott Vorstellen, Wollen und Schaffen eins, so kann die Welt nicht aus Gott heraustreten, so kann Gott aber auch nicht der Welt gegenübertreten. Dabei gibt Lessing doch die Realität Gottes nicht auf; oder: die Unterscheidung von Gott und Welt behält für Lessing ihren Sinn. Gott ist das Eine in dem zerteilten All. „Unsere elende Art, nach Absichten zu handeln", kommt Gott natürlich nicht zu; aber es muß für Gott eine Art des „Genusses" geben, der nicht allein alle Begriffe übersteigt, sondern völlig außer dem Begriffe liegt. Daß wir uns keine Vorstellung davon machen können, hebt die Möglichkeit dieses Selbstgenusses Gottes nicht auf.

5.

Da Lessing diese Gedanken in seinen schriftlichen Aufzeichnungen und namentlich in seinen öffentlichen Äußerungen immer nur als Hypothesen behandelt; da er in seine Gespräche mit Jacobi auch manche ironische Äußerung hat einfließen lassen: so kann man die Frage aufwerfen, ob diese Metaphysik für ihn nur eine exoterische Wahrheit gewesen sei, oder seine esoterische Wahrheit, seine eigene wirkliche Meinung. Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Lessing wäre nicht sowohl ein unergründlicher Ironiker, sondern ein müßiger Schwätzer gewesen, wenn hinter dem feierlichen Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts" sich als seine eigentliche Überzeugung verbärge, daß mit dem Tode die Entwickelung der individuellen Persönlichkeit zu Ende sei. Doch sind wir, um seinen wirklichen Sinn festzustellen, nicht bloß auf solche Argumente angewiesen: Lessing soll dem Lerneifer seiner Stiefkinder auch mit der Erinnerung nachgeholfen haben, daß man ja nicht allein für diese Welt lerne. Seine Metaphysik war ihm also im täglichen Leben gegenwärtig. Und wir treten ihm kaum zu nahe, wenn wir vermuten, daß er sich auch um seiner selbst willen gerne mit dem Gedanken an die Ewigkeit beschäftigt hat. Nach dem Tode seiner Frau hatte sein Leben so wenig Reiz mehr für ihn, daß er mit dem Gedanken an ein anderes Leben gewiß nicht bloß ein dialektisches Spiel trieb.

Wir haben also in Lessings Glauben an die Metempsychose ohne Zweifel seine eigene Überzeugung — soweit man in solchen Dingen überhaupt eine Überzeugung haben kann. Daß aber Lessing sich nicht mit der Zuversichtlichkeit eines Sektenstifters aussprach; daß er im Gespräch über solche Dinge eine ironische Wendung eher suchte, als vermied: das beweist mehr für als wider den Ernst seiner Überzeugung. Er blieb sich dessen bewußt, daß er sich auf ein Gebiet gewagt hatte, wo das bestimmte, faßbare Denken aufhört. Auf einem solchen Boden hütet sich der ernste, verständige Mann vor nichts mehr als vor einer zu bestimmten Meinung. Und so hat sich Lessing in Fragen des „Jenseits" genau so benommen, wie es dem ernsten, verständigen Manne geziemt: er ist immer wieder auf sie zurückgekommen, und er hat sich auf keine bestimmte Aussage über sie festlegen wollen.

Achtes Kapitel.

Der Mensch.

1.

Lessing ist ein Dichter, der sich selbst das dichterische Genie abspricht, und ist in der Tat kein Dichter. Lessing ist ein Gelehrter, der kein Gelehrter sein wollte, weil er die Gelehrsamkeit nicht achtete; er ist in der Tat kein Gelehrter, und hat doch zuviel vom Gelehrten. Lessing ist ein Theologe, hat viele theologische Studien getrieben, wollte aber nicht der Theologie leben und glaubte an keine Theologie. Lessing ist ein Philosoph, hätte aber diesen Titel gewiß eben so entschieden abgelehnt wie den eines Theologen oder eines Dichters; denn bei starkem philosophischen Interesse glaubte er nicht an die Philosophie, und sein höchster philosophischer Gedanke ist der, daß wir vielleicht in einer anderen Existenz die Wahrheit erkennen werden, die der Philosoph zu erkennen sucht! Lessing ist ein Kritiker, der doch die Anlehnung an eine Autorität nie ganz entbehren konnte, was für einen Kritiker immerhin eine mißliche Sache ist. Was Lessing ist, das ist er immer wieder nicht. . .

Nun halten wir auf einen Menschen nicht eben viel, der alles, was er ist, doch wieder nicht ist. Die Bedeutung eines Menschen beruht darauf, daß er etwas ist und das recht; das ist auch die Bedingung dafür, daß er irgendwo und irgendwie etwas Bedeutendes leistet. In der Tat ist es mit den Leistungen Lessings auf allen Gebieten, die er bebaut hat, eine sehr sonderbare Sache. Überall vollbringt er, wie nach seiner eigenen Aussage in der Poesie, etwas, das dem Werke des Genies sehr nahe kommt — und doch kein geniales Werk ist. Das hätte er von allen den „Schnurren", die er trieb, gewiß selbst zugestanden.

Aber Lessing ist kein unbedeutender Mensch. Auch was er leistete, ist nicht unbedeutend: die Werke dieses Nichtgenies stehen über den Werken manches Genies. Aber nicht darin beruht seine wirkliche und wahre Größe. Wenn von irgendwem, gilt von Lessing, daß er mehr ist als sein Werk. Ja man möchte dieses Urteil noch zu dem Paradox steigern, daß er mehr ist, als er ist. Und deshalb ist er sozusagen nichts Rechtes: weil er sich in nichts ganz hineinlegen kann; weil er immer zugleich über sich selbst draußen ist oder doch über sich selbst hinausstrebt; — weil er eben deswegen auch hinter sich zurückbleibt.

Dadurch bekommt Lessing etwas Unfaßbares. Aber ist der ein wirklicher, richtiger Mensch, der zu fassen ist? Und doch ist es immer etwas Mißliches oder doch Unbehagliches an einem Menschen, daß man ihn nicht fassen kann. Mit dem Unfaßbaren kann man nicht fertig werden. Und mit Lessing wird man in der Tat nicht fertig.

Wir versuchen nicht den Unfaßbaren doch zu fassen, aber wir wollen, nachdem wir sein Wirken vorzuführen versuchten, sein eigentümliches, unfaßbares Wesen noch näher beleuchten.

2.

Wie hat Lessing als Mensch mit dem Menschen gelebt? Hat er ein menschliches Verhältnis zu dem Menschen neben ihm gekannt, gesucht, gefunden?

Auch hier bewährt sich, daß Lessing, was er ist, immer zugleich nicht ist. Er hat ein starkes Bedürfnis nach dem Menschen und erträgt die Einsamkeit sehr schlecht: und es war ihm vielleicht ein Ding der Unmöglichkeit, sich einem anderen Menschen rückhaltlos auf- und anzuschließen. Er war ein guter Mensch, von Natur wohlwollend, auch im Haß nicht gehässig: und er konnte rücksichtslos sein; nicht bloß gegen die Feinde, im Kampf um die Sache, sondern auch gegen die Freunde; und die er am meisten liebte, haben vielleicht am schwersten unter ihm gelitten. Lessing hat bei echter Menschlichkeit einen Stich ins Unmenschliche.

Lessing hat immer mit großer Verehrung von seinem Vater gesprochen; mit seinem Bruder Karl hat er ein wirklich brüderliches Verhältnis gehabt; der Mutter und den anderen Geschwistern wollte er auch nicht schuldig bleiben, was die Pietätspflicht von ihm erheischte. Aber er hat sich früh rücksichtslos der Leitung der Eltern entzogen; in aller Ehrerbietung hat er auch gegen die berechtigtsten Wünsche seiner Eltern das Recht seiner freien Entwickelung gewahrt. So gerne er den Eltern und Geschwistern beistand, hat er doch für sie nicht getan, was er hätte tun können. Die Rücksicht auf die Not der Eltern hat ihn nicht von wirklicher Verschwendung zurückgehalten. Wir denken dabei nicht nur an seine Leidenschaft für das Spiel, für die Bücher: sein Vater war ärmer als mancher Fremde, dem Lessing mit wirklicher Selbstverleugnung half. Aber der Vater war fern und der Fremde war da; und der augenblickliche Impuls des Mitleids war stärker als die Ab-

sicht, an der Sanierung der Verhältnisse im Elternhaus mitzuarbeiten — eine Absicht, deren Ernst wir doch nicht bestreiten möchten. So ist Lessing, der gutmütig war bis zum Exzeß, gerade gegen den aufrichtig verehrten Vater unbegreiflich hart gewesen. Übrigens ist das Verhältnis zu den Verwandten doch nicht eigentlich vertraulich. Von den brüderlichsten Briefen an den Bruder Karl hat man den Eindruck, daß Lessing dessen Vertrauen nicht brauchte. Ein innerer Drang, sich ihm aufzuschließen, ist nicht zu spüren. Nicht anders ist Lessing in dem Verhältnis zu dem Vater. Der Vertraute, den er überhaupt nicht brauchte, war ihm auch der Vater nicht.

Lessing hat eigentlich viele Freunde gehabt; aber ob er einen wirklichen Freund gehabt hat? Ob er jemandes wirklicher Freund gewesen ist? Das ist doch eine Frage. Wie Lessing als Freund war, offenbart sich am deutlichsten in seinem Verhältnis zu Mendelssohn und Nicolai. Daß sie sich nahe kamen, gab sich offenbar sehr leicht und rasch. Lessing im besondern hat sich den Freunden mit einer Lebhaftigkeit angeschlossen, die an Enthusiasmus grenzt. Und das war kein bloßes Strohfeuer: Lessing hat den Freunden bis zum Tode, über ein Vierteljahrhundert lang, die Treue bewahrt. Während dieser langen Zeit fällt es Lessing nicht ein, seine Überlegenheit geltend zu machen; es liegt ihm näher, wenigstens im Anfang und in Beziehung auf Mendelssohn, den Freund über sich zu stellen. Aber im besten Zug gemeinsamen Strebens reißt sich Lessing los, zur Überraschung der Freunde, und geht nach Breslau. Und in den Händeln mit Klotz gibt Lessing ebenso harmlos wie deutlich kund, daß er mit seinem Freund Nicolai so wenig zusammengerechnet sein wolle wie sonst mit irgendwem. Und als Jacobi nach Lessings Tod dessen Spinozismus verriet, war Mendelssohn peinlich überrascht: Lessing hatte es also nicht für nötig gefunden, Mendelssohn in sein esoterisches Denken einzuweihen. Wozu auch? Mendelssohn hätte ihn doch nicht verstanden! Lessing war dem Freunde vorangeeilt und ließ ihn einfach hinter sich zurück, ohne verletzende, ohne versöhnende Erklärung. — Vertraute, denen er sich aus innerem Drang hätte mitteilen müssen, waren für Lessing die Freunde so wenig wie Vater und Bruder. Darüber darf man sich durch die offene Herzlichkeit des Tons in seinen Briefen nicht täuschen lassen. Vertraut in diesem Sinne ist ihm nur vielleicht Eva König geworden. Vielleicht! . . Und das Verhältnis zu ihr drängt uns noch eine andere Frage auf.

Ob Lessing wohl je leidenschaftlich geliebt hat? Seine anakreontischen Gedichte sprechen eher dagegen als dafür. So kann mit der Liebe nur spielen, wer ihre Macht nicht erfahren hat. Darum könnte Lessing doch durch die Lorenzin zu dem dummen Streich verleitet worden sein, ihr nach Wien nachzureisen. Auch ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, daß das Gedicht „Der Genuß" auf einen Exzeß in der „Liebe" zurückzuführen wäre. Tief sind diese Erlebnisse, wenn es je mit ihnen seine Richtigkeit hat, Lessing jedenfalls nicht gegangen. Eine Spur von einer unglücklichen Leidenschaft ist in seinem ganzen Leben nicht zu entdecken. Bis er Eva König kennen lernte, also bis gegen sein vierzigstes Lebensjahr, scheint das Weib in seinem Leben überhaupt keine Rolle gespielt zu haben. Und das Verhältnis zu Eva König begann als eine gute, herzliche Freundschaft. Wieviel Leidenschaft sich nachher darin entwickelt hat, ist natürlich nicht sicher zu bestimmen. Aber die Briefe an „Madame König", seine „Freundin", seine „Liebe", machen als Liebesbriefe doch einen recht seltsamen Eindruck. Hat Lessing darin die erotische Erregung männlich zurückgedrängt, so ist ihm das wirklich sehr gut gelungen. Es darf wohl auch symptomatisch bedeutsam gefunden werden, wie der Liebhaber Lessing sich 1774 über Goethes Werther ausspricht. „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." Das ist nun auch eine Auffassung der Liebe! Nach seiner Vermählung schreibt Lessing an die Schwester: „Meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich sie mir längst gewünscht habe: ebenso herzlich, gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unseren Vater gekannt haben." Ähnlich an den Bruder: „Wenn ich Dich versichere, daß ich sie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, so wirst Du wohl glauben, daß sie alles hat, was ich an einer Frau suche. Wenn ich also nicht glücklich mit ihr bin, so würde ich gewiß mit jeder anderen noch unglücklicher geworden sein." Lessing ist dann sehr glücklich mit seiner Frau geworden;

die kurzen Briefchen, womit er ihren Tod anzeigt, beweisen unwidersprechlich, wie tief ihm ihr Verlust gegangen ist. Aber es ist nicht verzweifelte Liebe, die aus diesen erschütternden Bekenntnissen spricht, sondern etwas anderes, und vielleicht etwas mehr.

3.

Wie hat Lessing mit sich selbst gelebt? Hat er überhaupt mit sich selbst gelebt? Oder hat er nur von sich weg, nach außen gelebt?

Schon der Student Lessing zeigt in der Auseinandersetzung mit den Eltern eine Klarheit des Selbstbewußtseins, die erstaunlich ist. Sie überrascht um so mehr, als sie durchaus nicht auf innere Kämpfe zurückweist, durch die andere Sterbliche zur Klarheit über sich selbst gelangen. Auch der Kampf mit den Eltern um die Selbständigkeit seiner Entwickelung ruft in ihm kein „böses“ Gewissen wach, mit dem er erst wieder seinen Frieden zu schließen hätte. Daß er als Student gründlich entgleist ist, macht ihm keine Skrupeln, obgleich er die Eltern dadurch schwer betrübt hat, obgleich er selbst dadurch in die unangenehmste Lage gekommen ist. Mit einer instinktiven Sicherheit geht er dann seinen Weg weiter, ohne ängstigende Skrupel, ohne Reue. Das ist um so mehr zu verwundern, da er sich ja nicht gerade durch Stetigkeit des Wollens auszeichnet: sonst erweckt doch die Unmöglichkeit, seinen Willen festzuhalten, das Mißtrauen gegen sich selbst! Aber von Mißtrauen gegen sich selbst ist Lessing frei, so kritisch er gegen sich selbst ist. In Breslau freilich wird er nach seinen Briefen von heftiger Reue erfaßt, daß er sich in eine Stellung begeben, worin er höchstens Geld verdienen könne. Aber auch das dürfen wir nicht eben tragisch nehmen: er selbst behandelt diese „Reue“ sofort wieder als krankhafte Laune. In Hamburg und Wolfenbüttel kommt er dann in eine Lage, die er nicht mehr aushalten zu können glaubte. Er hatte sich selbst darein gebracht, durch eine Sorglosigkeit betreffs seiner Zukunft, die man wohl als Leichtsinn bezeichnen darf, auch wenn sie sich zu einem philosophischen, religiösen Leichtsinn erhebt. Aber auch das, daß er mit seiner philosophischen oder religiösen Sorglosigkeit Schiffbruch erlitten hat, weckt in ihm nicht die ängstliche Frage, ob er nicht doch das Leben zu leicht genommen habe. Nein, Lessing schilt und klagt und jammert; und dann greift er wieder mit neu auflebender Hoffnung nach irgendeiner Möglichkeit, sich in eine bessere Lage zu

bringen. Aber er wendet sich nicht gegen sich selbst, er geht nicht in sich. Oder verrät er das bloß nicht? Hat er etwa diese schlimmste Qual, durch die Mißgunst des Schicksals mit sich selbst in Zwiespalt zu kommen, in sich verschluckt? Schwerlich; der ganze Ton seines Lebens spricht dagegen.

Denn auch seine letzten Kämpfe hat er ohne Skrupel durchgefochten, obgleich er mancherlei Veranlassung gehabt hätte, sich Skrupel zu machen. Er hat, wie wir sahen, darin bedenklich viel Taktik verwendet. Und diese hatte nicht bloß einen pädagogischen Zweck: sie diente auch der Vorsicht. Vorsicht aber hat unter den Heroen des Geisteskampfes nie für die höhere Tapferkeit gegolten. Gehört es nicht zum Kampfe für die Wahrheit, daß man für die Wahrheit mit unbedingter Offenheit eintritt? Lessing hat das nicht getan. Aber er macht sich keine Skrupel. Denn er ist sich vollständig darüber klar, was er will und was er nicht will. Daß er einen Kampf aufgenommen, der ihm immerhin nicht geringe Verdrießlichkeiten gebracht hatte, reut ihn nicht im geringsten. Aber an der Ehre, verfolgt zu werden, liegt ihm weniger als nichts. „Tätige Verfolgungen in Sachen der Religion treffen gemeiniglich nur die, die danach ringen. Ich weiß nicht, was für ein Schwindel diejenigen mehrenteils befällt, die über dergleichen Verfolgungen zu klagen Ursache zu haben glauben. Ich weiß nur, daß Schwindel auch hier Schwindel ist, und der Abgrund, in welchen sie stürzen, an ihrem Unglück immer die kleinste Schuld hat." Lessing war schwindelfrei. Weil er sich dessen bewußt war, daß ihn keine Gefahr von *seinem* Weg abbringen würde, brauchte er die Gefahr nicht aufzusuchen, durfte er sie sogar vermeiden. Und so ging er seines Weges, skrupellos auch in der Vorsicht.

4.

Wie hat Lessing mit „Gott" gelebt? Hat er überhaupt mit „Gott" gelebt? War Lessing eine religiöse Persönlichkeit?

Die charakteristischen Merkmale der spezifisch religiösen Persönlichkeit trägt Lessing nicht. Obgleich nie zufrieden, ist er doch kein Mensch der Sehnsucht. Er lebt in der Gegenwart. Daß er sich in dieser und schließlich im Leben überhaupt mehr und mehr unheimisch fühlt, weckt in ihm keine Sehnsucht nach der Ewigkeit, nach Gott. Das ist ihm zu unbestimmt; er denkt eher an eine Rückkehr in diese Welt, an eine Vermehrung der Sinne für dieses Leben. — Lessing kennt keine Angst um sich selbst und keine Angst vor

sich selbst; keine Sorge um das Heil seiner Seele, um die Gnade Gottes. Er hat kein Bedürfnis nach Versöhnung, Erlösung, Wiedergeburt; er erlebt auch nichts von diesem. Sein Leben ist ohne innere Krise.

Lessing ist keine religiöse Persönlichkeit nach dem Typus von Buddha, Paulus, Augustinus, Luther. Wenn es keinen anderen religiösen Typus gäbe, wäre Lessing keine spezifisch religiöse Persönlichkeit.

Aber Lessing hat doch ein Verhältnis mit „Gott“. Kurz vor seinem Tode gibt er ihm einen Ausdruck, den ich auch einmal, und in allem Ernste, genial und klassisch finde. Elise Reimarus hatte gemeint, es tue ihm wehe, daß man sich nicht einmal mit ihm einlassen wolle, ob auch nur durch Verfolgung. Darauf erwidert Lessing (28. November 1780): „Wie weit sind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernste von mir denken! Kann sein, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bei jenem Bastard eines großen Herrn vorging, der nicht sagen wollte, wer er sei, und sich lieber unschuldig wollte hängen lassen, nur um seinem Richter recht schwere Verantwortung bei seinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabei trösten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, seid Ihr des Teufels, daß Ihr des gnädigen Herrn Bastard wollt hängen lassen? Und weiß ich denn etwa nicht, wessen großen Herrn lieber Bastard ich bin? Also nur frisch die Leiter hinan! und daß nur niemand besorge, als werde ich mich wohl gar aus Angst verschnappen!“ — Des gnädigen Herrn lieber Bastard: das ist wirklich kein schlechtes Bild für die freie religiöse Persönlichkeit, der von der reglementierten und privilegierten Religion immer das Daseinsrecht abgesprochen wurde. Lessing hat sich auf sein feines, lustiges Histörchen etwas zugute getan: er hat wohl auch ein Bewußtsein davon gehabt, was er damit sagte.

Aber das Verhältnis zu Gott bekommt für ihn keine andere praktische Bedeutung, als daß es die Lebensstimmung trägt: einen undefinierbaren, etwas bitteren Humor. Um die Gnade seines Vaters glaubte sich Lessing ja nicht bemühen zu dürfen: damit fiel *ein* Anlaß zu einer besonderen Betätigung der Religion weg. Andererseits hielt Lessing es von jeher für unanständig, Gott mit den Einzelheiten des Lebens zu belästigen — wenn Gott sich je dadurch belästigen ließe. Also hat er mit Gott überhaupt

nichts zu tun. Da Gottes Wesen jenseits aller unserer Begriffe ist, hat es auch keinen reellen Wert, sich mit Gott theoretisch zu beschäftigen. Darum ist bei Lessing, gerade weil es ihm natürlich ist, an Gott zu glauben, von Gott wenig die Rede. Er spricht lieber von der besten Welt — die doch nichts anderes ist als die Welt Gottes. Sehnsucht nach einem Genuß Gottes ist für Lessing, wie schon bemerkt, ein ganz fremder Gedanke.

Mehr als mit Gott hat sich Lessing, wie wir sahen, mit Vergangenheit und Zukunft der menschlichen Seele zu tun gemacht. Aber auch dieses für ihn selbstverständliche Stück seines Glaubens hat eine praktische Bedeutung eigentlich nicht bekommen. Man versteht Lessing gewiß falsch, wenn man meint, er habe eine Theorie der Metempsychose aufstellen wollen. Nein, er hat sich Gedanken darüber gemacht, und hat die Überzeugung gehabt, daß diesen Gedanken etwas Wirkliches entspreche, hat insofern an seine Gedanken geglaubt. Aber weiter konnte und wollte er im Ernste nicht gehen. Sodann aber können wir, gerade nach Lessings Auffassung, weder zu unserer Vergangenheit noch zu unserer Zukunft in ein praktisches Verhältnis kommen. Zu jener nicht, weil wir keine Erinnerung daran haben; zu dieser nicht, weil wir uns keine Vorstellung davon machen können: wie sollen wir uns ein Leben mit Sinnen vorstellen, die wir jetzt eben noch nicht haben? Ist aber das Ziel der Entwickelung des Menschen, daß er das Gute um des Guten willen tue: so kommt man zu diesem Ziel, indem man sich nicht darum bekümmert — und das Gute um des Guten willen tut. Dieser Glaube kann sich also nicht in ein Tun umsetzen; seine praktische Bedeutung ist nur, daß er die Stimmung gegen das Leben reguliert.

Alles, was Lessing ist, ist er zugleich nicht: das bestätigt sich auch hier. Lessing ist eine spezifisch religiöse Persönlichkeit von besonderem Typus; das leuchtet gegen Ende seines Lebens immer stärker durch. Aber was man sonst Religion heißt, hat für ihn keinen Sinn.

* *
*

Damit brechen wir ab.

Eine Darstellung Lessings, und wenn man Bände auf sie verwendete, kann nicht abgeschlossen, nur abgebrochen werden. Hätte man alles über Lessing gesagt, so ist man nicht fertig: denn Lessing ist selbst nicht fertig geworden.

Das Beste, was Lessing geleistet hat, ist doch nur der Anlauf zu einem Sprung, den er selbst nicht mehr vollbracht hat. Aber ohne den Sprung ist auch der Anlauf nicht richtig zu verstehen, nicht sicher zu bestimmen.

Wer mit Lessing fertig werden wollte, müßte erst mit ihm den Anlauf machen, dann über ihn hinaus den Sprung, den er nicht mehr vollbrachte. Von da aus wäre erst das Urteil zu gewinnen, ohne das auch die Darstellung nicht möglich ist.

Manche Kritik, die an Lessing geübt wird, verrät, daß der Kritiker nicht einmal im Anlauf so weit gekommen ist wie Lessing. Vielleicht gilt das auch von der Kritik, die in die vorstehende Darstellung eingeflochten werden mußte.

Inhaltsverzeichnis.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Das Erlebnis und die Dichtung. Lessing, Goethe, Novalis, Hölderlin. Vier Aufsätze von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Dilthey. 4., erweiterte Auflage. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.—

„Man kennt Dilthey als Pfadfinder einer neuen Psychologie, der überall das Lebendige, Irrationale sah, dem man nicht mit Hebeln und Schrauben beikommen konnte. Ihm konnte das Literaturhistorikergerede von Dichterschulen, Beeinflussung, großen Erlebnissen nicht genügen. Er sah den Menschen allseitig bedingt und bedingend, wußte, daß diese Bedingungen nur Schranken sind, in denen sich die unendliche Kraft des Individuums entfalten kann.... Er spricht nicht theoretisch über diese Fragen; aber wie er Lessing und Novalis herausholt aus Tradition, Milieu, Zeitgenossen und sie doch darin verwurzelt zeigt, — das ist eine wundervolle Bestätigung der Gedanken über Größe und Zufall, wie H. v. Keyserling sie jüngst skizziert hat. Hier redet aus Dilthey die echtgeborene Schwermut eines Dichters, der das Fazit eines siebzigjährigen Lebens zieht. Er spricht von der Tragik des Menschen, der eine unendliche Forderung im Endlichen zu erfüllen hat, eine Forderung, die in sich wieder den furchtbaren Dualismus von Ideal und Natur birgt, und er sieht in dieser Tragik Schönheit und Zauber dieses traurig-süßen Daseins. Wir haben die Schönheit des Lebens in unseren Verhältnissen zu den Menschen, und in jedem derselben ist doch insgeheim ein Trennendes, das nicht berührt werden darf." **(Neue Rundschau.)**

Die neuere deutsche Lyrik. Von Professor Dr. Philipp Witkop.

Band I: Von Friedrich von Spee bis Hölderlin. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—
Band II: Bis zur Gegenwart. [Unter der Presse.]

„...W. dringt in den Kern der dichterischen Persönlichkeiten vor, er erlebt sie und gestaltet sie, wie der Dichter die Welt erlebt und sein Erlebnis künstlerisch formt. Das gibt uns dann von den Dichtern und ihren Werken freilich einen unvergleichlich wertvolleren und interessanten Begriff als dies gelehrte literarhistorische Detailforschung tun kann. Aber es ist auch unvergleichlich schwieriger als die bloß wissenschaftliche Beschreibung und im Grunde genommen als Kunst unerlernbar.... Das in flüssiger, eleganter und doch individueller gedankenschwerer Sprache geschriebene Buch verdient die Beachtung aller literarisch interessierten Kreise...." **(Augsburger Postzeitung.)**

Psychologie der Volksdichtung. Von Otto Böckel. Geh. M. 7.—, geb. M. 8.—

„Es liegt eine Fülle des Schönen und Wahren in den angedeuteten Abschnitten des Böckelschen Werkes. Den Forscher muß die reiche, mit kundiger Hand gewählte und wertvolle Literatur befriedigen, ihn wird der Umstand, daß der Verfasser nicht bloß die neueste Zeit berücksichtigt, sondern immer geschichtliche Entwicklungsbilder bietet und mit großer Vorsicht und Wahrheitsliebe seine Schlüsse zieht, fördern, auch den Laien muß die klare, schlichte, reine und schöne Sprache erfreuen, mit der der Verfasser vom Herzen zum Herzen spricht. Böckels Buch, das eine wertvolle Bereicherung der Poetik, Literaturkunde und Völkerpsychologie bedeutet, sei darum jedem Freunde des Volkes und seiner Eigenart wärmstens empfohlen." **(Zeitschrift für die österr. Gymnasien.)**

Gottfried Keller. Von Professor Dr. Albert Köster. Sieben Vorlesungen. 2. Aufl. Mit einer Reproduktion der Radierung Gottfried Kellers von Stauffer-Bern in Heliogravüre. In Leinw. geb. M. 3.20.

„Der Verfasser hat sich an den Ausspruch Gottfried Kellers gehalten, wonach das schlichteste Buch über einen Dichter meist auch das ehrlichste ist. Durch die schlichte und liebevolle, dabei mit klarem kritischen Blick geschaute Darlegung des Lebens- und künstlerischen Werdeganges des Dichters wird von allen jenen, die Keller schon aus seinen Werken lieben gelernt haben, die dichterische, wie die aus so schweren Entwicklungskämpfen hervorgegangene menschliche Persönlichkeit näher gerückt werden; für manches in seinen Werken wird ihnen ein tieferes Verständnis aufgehen." **(Schwäb. Merkur.)**

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausg. von Prof. Dr. Otto Lyon †.

„. . . Wenn es ein gutes Werk ist, das Publikum zu edler literarischer Genußfreudigkeit zu erziehen, so ist diese Sammlung zierlicher Bändchen für unser Volk eine Wohltat." **(Kölnische Zeitung.)**

Es erschienen bisher folgende Hefte zum Preise von je 50 Pfennig:

Heft 1: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid, von Professor Dr. Paul Vogel. — Heft 2: Otto Ludwig, Makkabäer, von Dr. R. Petsch. — Heft 3: Hermann Sudermann, Frau Sorge, von Professor Dr. G. Boetticher. — Heft 4: Theodor Storm, Immensee und Ein grünes Blatt, von Dr. Otto Ladendorf. — Heft 5: Wilhelm Heinrich v. Riehl, Novellen: Der Fluch der Schönheit, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes, von Dr. Th. Matthias. — Heft 6: Gustav Frenssen, der Dichter des Jörn Uhl, von Karl Kinzel. — Heft 7: Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. Rob. Petsch. — Heft 8: Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst. — Heft 9: Fr. W. Weber, Dreizehnlinden von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. — Heft 10: Richard Wagner, Die Meistersinger, von Dr. Rob. Petsch. — Heft 11: Konrad F. Meyer, Jürg Jenatsch, von Professor Dr. Jul. Sahr. — Heft 12: Grillparzer, Ahnfrau, von Geh. Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias. — Heft 13: Ferd. Avenarius als Dichter, von Dr. G. Heine. — Heft 14. Hermann Sudermann, Heimat, von Professor Dr. G. Boetticher. — Heft 15: Paul Heyse, Kolberg, von Professor Dr. Heinrich Gloël. — Heft 16: Grillparzer, Libussa, von Professor Dr. Richard M. Meyer. — Heft 17: Theodor Storm, Pole Poppenspäler, Ein stiller Musikant, von Dr. Otto Ladendorf. — Heft 18: K. F. Meyer, Der Heilige, von Dr. Karl Credner. — Heft 19: Wilhelm Raabe, Alte Nester, von Professor Paul Gerber. — Heft 20: Adalbert Stifter, Studien, von Dr. Rudolf Fürst.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Begründet durch Otto Lyon. Unter Mitwirkung von Professor Dr. Fr. Panzer herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter. 27. Jahrgang. 1913. Jährlich 12 Hefte zu je 4—5 Druckbogen. Preis für den Jahrgang M. 12.—.

Die Zeitschrift für den deutschen Unterricht (27. Jahrgang 1913) will für eine gesunde Entwickelung des deutschen Unterrichts wirken und mithelfen, daß er das Rückgrat unserer gesamten Jugendbildung werde. In ihren Spalten sollen daher alle die gegenwärtig vielerörterten Fragen der Technik des Unterrichts Behandlung finden, ebenso aber alle allgemeinen Erziehungsfragen, die den deutschen Unterricht näher berühren. Regelmäßig sollen die behördlichen Verfügungen zusammengestellt werden, die sich auf den deutschen Unterricht beziehen. Um den Deutschlehrer über den Stand seiner Wissenschaft auf dem laufenden zu erhalten, wird die Zeitschrift über Inhalt und Entwickelung der Deutschwissenschaft durch Kundige sorgfältig berichten lassen und an ihrem Teil mitwirken, den Zusammenhang zwischen Hochschullehrern und den Lehrern der höheren Schulen zu wahren und zu festigen. Literaturübersichten werden daneben über alle für den Unterricht wichtigen Neuerscheinungen berichten.

Ästhetik der deutschen Sprache. Von O. Weise. 3., verbesserte Auflage. 1909. Geb. M 3.—

„. . . Daß ich es nur gleich mit einem Worte sage: ich kenne kein Buch über die deutsche Sprache, das mir so gefallen hätte, wie diese neueste Gabe des bereits durch die trefflichsten Werke um unsere herrliche Muttersprache hochverdienten Verfassers; ich kenne kein Buch, das in so geschickter Weise dem Bedürfnis nach rechtem Verständnis und feinsinniger Würdigung unseres edelsten Gutes entgegenkäme und so geeignet wäre, jedem, wer es auch sei, herzliche Lust an diesem Gute und warme Liebe zu ihm zu erwecken." **(Zeitschrift für den deutschen Unterricht.)**

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Acht Vorträge von Alois Riehl. 4. Auflage. Geb. ca. M. 3.60.

„Riehls Buch gehört zu denen, welche eine Empfehlung nicht mehr nötig haben. In meisterhafter Darstellung führt er uns auf historischem Wege zu dem Punkte philosophischer Entwicklung, den er als Höhepunkt ansieht: Kant. Aber die Philosophie darf auch bei Kant nicht stehen bleiben, denn die besonderen Probleme werden ihr von der Wissenschaft geliefert. Und diese exakte Wissenschaft beherbergt heute den philosophischen Geist." **(Straßburger Post.)**

Teubners kleine Fachwörterbücher

geben rasch und zuverlässig Auskunft auf jedem Spezialgebiete und lassen sich je nach den Interessen und den Mitteln des Einzelnen nach und nach zu einer Enzyklopädie aller Wissenszweige erweitern.

„Mit diesen kleinen Fachwörterbüchern hat der Verlag Teubner wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Sie ersetzen tatsächlich für ihre Sondergebiete ein Konversationslexikon und werden gewiß großen Anklang finden.“ (Deutsche Warte.)

„Die Erklärungen sind sachlich zutreffend und so kurz als möglich gegeben, das Sprachliche ist gründlich erfaßt, das Wesentliche berücksichtigt. Die Bücher sind eine glückliche Ergänzung der Bände „Aus Natur und Geisteswelt“ des gleichen Verlags. Selbstverständlich ist dem neuesten Stande der Wissenschaft Rechnung getragen.“ (Sächsische Schulzeitung.)

Bisher erschienen:

Philosophisches Wörterbuch von Studienrat Dr. P. Thormeyer. 3. Aufl. (Bd. 4.) Geb. M. 4.—

Psychologisches Wörterbuch von Privatdozent Dr. F. Giese. Mit 60 Fig. (Bd. 7.) Geb. M. 3.20

Wörterbuch zur deutschen Literatur von Studienrat Dr. H. Röhl. (Bd. 14.) Geb. M. 3.60

Musikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. J. Moser. (Bd. 12.) Geb. M. 3.20

*__Kunstgeschichtliches Wörterbuch__ von Dr. H. Vollmer. (Bd. 16.)

Physikalisches Wörterbuch von Prof. Dr. G. Berndt. Mit 81 Fig. (Bd. 5.) Geb. M. 3.60

Chemisches Wörterbuch von Prof. Dr. H. Remy. Mit 15 Abb. u. 5 Tabellen. (Bd. 10/11.) Geb. M. 8.60, in Halbleinen M. 10.60

*__Astronomisches Wörterbuch__ von Dr. J. Weber. (Bd. 13.)

*__Geologisch-mineralogisches Wörterbuch__ von Dr. C. W. Schmidt. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 6.)

Geographisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Kende. Allgem. Erdkunde. Mit 81 Abb. (Bd. 8.) Geb. M. 4.60

Zoologisches Wörterbuch von Direktor Dr. Th. Knottnerus-Meyer. (Bd. 2.) Geb. M. 4.—

Botanisches Wörterbuch von Prof. Dr. O. Gerke. Mit 103 Abb. (Bd. 1.) Geb. M. 4.—

Wörterbuch der Warenkunde von Prof. Dr. M. Pietsch. (Bd. 3.) Geb. M. 4.60

Handelswörterbuch von Handelsschuldirektor Dr. V. Sittel und Justizrat Dr. M. Strauß. Zugleich fünfsprachiges Wörterbuch, zusammengestellt von V. Armhaus, verpfl. Dolmetscher. (Bd. 9.) Geb. M. 4.60

*__Sportwörterbuch.__ Unter Mitwirkung zahlreicher Sportsleute herausgegeben von Dr. H. B. Müller, Vorsitzender des Leipziger Sportclubs.

* (in Vorbereitung bzw. unter der Presse 1925)

Die deutsche Malerei vom Rokoko bis zum Expressionismus

Von Prof. Dr. R. Hamann. Mit 362 Abb. u. 10 mehrfarb. Tafeln. Geh. M. 28.-, in Buckramleinen mit Golddruck M. 36.-, in Halbleder geb. M. 45.-

In dieser neuen Darstellung erscheint grundlegend für das Verständnis der Kunst des 19. Jahrhunderts die Entwicklung des Naturgefühls, einer dem Malerischen fernstehenden, auf einer durch und durch menschlichen Teilnahme an der Natur beruhenden Versenkung in alles Lebendige um uns. So wird die deutsche Malerei von dem Entstehen des Naturgefühls im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert verfolgt, bis zuletzt die künstlerische Sprache als Ausdruck des Künstlers mehr und mehr eine Eigenbedeutung gewinnt und den der Natur abgesehenen Oberflächenreizen des Impressionismus die in Farbe und Form von der Natur unabhängigen Konstruktionen des Kubismus folgen.

Ludwig Richter und Goethe

Von Oberstudiendirektor Dr. Breucker. Mit zahlreichen Abbildungen.
(Erscheint Weihnachten 1925.)

Das Buch – mit mehr als 50 Abbildungen ausgestattet – zeigt Ludwig Richter als Menschen und Künstler von einer neuen Seite: in seinem Verhältnis zur Persönlichkeit Goethes. Der Meister idyllischer Zeichenkunst steht vor uns als ein sehr eigenartiger und humorvoller Umdeuter eines dämonischen Dichters.

Die deutsche Lyrik seit Herder

Von Prof. Dr. E. Ermatinger. 2. Aufl. Band I: Von Herder bis Goethe
Band II: Die Romantik. Band III: Vom Realismus bis zur Gegenwart
Jeder Band geh. M. 7.-, geb. M. 9.-

„Ein tief empfindender, mit unbeirrbarem Feingefühl begnadeter, künstlerischer Geist hat hier eine verehrungswürdige Tat geleistet; es ist in unmittelbarer Gegenwart der Garten der deutschen Lyrik aus seinem ureigenen Wesen errichtet und zur Schau gestellt."
(Ostdeutsche Monatsh. f. Kunst u. Geistesleben.)

Teubners Handbuch d. Staats- u. Wirtschaftskunde

Abt. I: Staatskunde. (3 Bde.) Bd. I 3 Hefte, Bd. II 4 Hefte, Bd. III 1 Heft. Abt. II: Wirtschaftskunde. (2 Bde.) Bd. I 5 Hefte, Bd. II 6 Hefte
Jedes Heft auch einzeln käuflich. — Verzeichnis kostenlos v. Verlag, Leipzig, Poststr. 3, erhältlich.

Das Handbuch will das Bedürfnis befriedigen nach einer auch dem Laien zugänglichen Einführung in Werden, Wesen und heutige Gestaltung des Staates, wie die Daseinsbedingungen und Organisationsformen unseres Wirtschaftslebens.

Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrhunderts

V. Prof. Dr. F. Schnabel. M. 16 Bild. i. Kupfertiefdr. Geh. M. 7.-, geb. M. 9.-

Eine lebendig und fesselnd geschriebene Darstellung der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in den Zusammenhang des weltgeschichtlichen Verlaufs gestellt, gesehen von einem Deutschen mit warmem Herzen für sein Volk, aber auch mit unbeirrbar klarem Auge für Schwächen und Fehler, mit sicherem Gefühl für das, was für immer vergangen, und das, was aus der Vergangenheit lebendig und wirksam geblieben ist und bleiben wird.

Die antike Kultur

in ihren Hauptzügen dargest. v. Oberst.-Dir. Prof. Dr. F. Poland, Dir. Dr. E. Reisinger u. Oberst.-Dir. Prof. Dr. R. Wagner. 2. Aufl. Mit 130 Abb. im Text, 6 ein- u. mehrfarb. Tafeln u. 2 Plänen. In Leinwand geb. M. 12.-

Bietet ein Gesamtbild der Antike als der sich in überreicher Entfaltung ausbreitenden Lebensgestaltung griechisch-römischen Geistes in Staat und Wirtschaft, in Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion, Leben und Treiben.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

